Nr. 16 — Leipzig, den 20. April — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: An den Menschen ein Wohlgefallen — Etwas über Christentum und praktische Philosophie — Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart: 3. Zinzendorfs Beruf — „Und was thut die evangelische Kirche?“ — Unzucht und Trunksucht — Schwester Dora 6. 7 — Von der Heidenmission: Deutsche Missionen in englischen Diensten; Was lehren uns die Erfahrungen bei den Kolonisationsversuchen in Afrika?; Das berüchtigte Verbot der lutherischen Mission in Uganda — Gustav-Adolf-Verein und Diaspora: Der badische Gustav-Adolf-Verein und die badische Diaspora; Oesterreichische Pfarrwitwen und -Waisen; Gijon in Spanien — Verschiednes: Ein Advokat des Jesuitenordens; Tausend Jesuiten in Deutschland — Anzeigen

An den Menschen ein Wohlgefallen

Luk. 2, 14

Wie wenige werden in dies Wort einstimmen! Gerade diejenigen, welche die Menschen zu kennen glauben oder für Menschenkenner gelten, kehren sich meistens mit Widerwillen, unter einer gewissen Verachtung von der Mehrzahl ihres Geschlechts ab.

Gott aber, der Herzen und Nieren prüft, der das Herz ansieht, läßt verkündigen: An den Menschen ein Wohlgefallen! Welcher Art ist dieses Wohlgefallen? Nicht ein solches, wie er es an unserm Heiland hat, wenn er bezeugt: Das ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe. An ihm kann der Allwissende und Heilige Wohlgefallen haben, so wie er, unser Heiland, ist; er ist, wie er sein soll. Anders wir Menschen. Ja wären wir schön und Gott liebte uns, wären wir rein wie die Engel und er hielte uns wert, ein solches Wohlgefallen möchten wir leicht begreifen. So preiset aber Gott seine Liebe gegen uns, da wir noch Sünder waren (Röm. 5, 8), bezeugt uns, den Sündern, sein Wohlgefallen. An uns selbst freilich, wie wir sind, kann der Heilige kein Wohlgefallen haben, an uns hat er ein Wohlgefallen nur in Rücksicht auf das, was wir sein sollen, sein können, sein werden.

Aber ist es möglich, können wir, werden wir so sein, daß der heilige Gott ein Wohlgefallen an uns haben kann?

Wenn wir etwas ernstlich wollen, an etwas ernstlich arbeiten, so setzen wir auch stets voraus, daß wir nicht vergeblich arbeiten, daß es uns gelingen wird. An etwas, das jedermann für unmöglich erkennt, setzt niemand seine Kräfte. Man kann wohl wünschen, in dürrer Sandwüste zu ernten, aber niemand kann es ernstlich wollen; kein Verständiger wird Anstalten treffen, auf solchen Boden zu säen und zu ernten. Zeigt jemandem, daß er nicht kann, er wird schon aufhören zu wollen, indem er euch versteht. Nun täuschen wir uns ja alle gar oft über unser Können, streben dann Unerreichbares an, aber doch nur weil wir unsre Kraft überschätzen und den Widerstand zu gering anschlagen, weil wir meinen und hoffen, unser Vornehmen auch durchsetzen zu können. Schwindet diese Hoffnung, so auch das Wollen und Arbeiten. Wollen ohne zu hoffen, sinkt zum unfruchtbaren Wunsch herab.

Nun hören wir: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Wir sehen Gott den Herrn selbst Anstalten treffen, die Menschen zu erlösen, sie nach seinem Bilde zu erziehen, daß wir wären ein Volk ihm zum Eigentum, geschickt zu guten Werken, sodaß er Wohlgefallen an uns haben kann. Ist dies Gottes Wille, trifft er dazu seine Anstalten, so setzt er auch voraus, daß es zu erreichen möglich ist. Setzt es Gott voraus, so täuscht er sich nicht, weder über seine Kraft noch über den Widerstand, den ihm etwa die Verdorbenheit der Menschen entgegensetzen kann. Giebt er uns einen Heiland, daß wir durch ihn leben sollen, so bezeugt er damit, daß wir nicht unrettbar im Tode liegen; sendet er uns einen Arzt, so bezeugt er selbst, daß wir nicht an unheilbaren Wunden leiden. Und wenn der Allwissende also urteilt, was will dann alle menschliche kurzsichtige Erfahrung von der Unverbesserlichkeit unsers Geschlechts sagen? Mag es Menschen geben, die ihre Brüder betrachtend sprechen: Welch eine Wüste! Wer mag daran arbeiten! Anders der Allwissende. Anders auch der, welcher wohl wußte, was im Menschen war. Als er sein Volk sieht, wie Schafe ohne Hirten, spricht er nicht: Welch eine Wüste! Wer mag daran arbeiten! sondern: Die Ernte ist groß (Matth. 9, 37). Das Feld ist weiß zur Ernte (Joh. 4, 35), also wenigstens der Saat und der Arbeit wert. Mag ein Mensch von dem oder jenem urteilen: Ihm ist nicht zu helfen, an ihm fruchtet keine Belehrung, keine Strafe, keine Bitte, keine Thräne, kein Gebet. Jesus geht dem Verlorenen nach, er nimmt die Sünder an und will aus ihnen solche machen, an denen selbst der Heilige sein Wohlgefallen haben kann. Scheint dies bei den Menschen unmöglich, bei Gott ist kein Ding unmöglich (Matth. 19, 26).

Wir alle können und sollen etwas werden zum Lobe seiner herrlichen Gnade, daß er an uns ein Wohlgefallen haben kann um des willen, was wir sein werden. So hat eine Mutter Wohlgefallen an den ersten ungeschickten Schritten, den ersten unbeholfenen Lauten ihres Kindes; so wenig wohlgefällig diese Schritte und diese Laute an sich sein mögen, so ruht doch das Mutterauge mit großem Wohlgefallen darauf und lauscht das Mutterohr schon jetzt auf jene Laute, weil sie Größeres und Vollkommneres sicher hoffen lassen. So betrachtet ein Erzieher mit großem Wohlgefallen die ersten noch so unvollkommenen Spuren des erwachenden Geistes seines Zöglings. Und dieses Wohlgefallen hat er schon jetzt, schon im voraus, nicht erst dann, wenn die Hoffnung sich erfüllt hat.

So erklärt Gott schon jetzt, schon im voraus: An den Menschen ein Wohlgefallen.

Es ist also kein Mensch so tief gesunken, daß in ihm nicht ausgeprägt werden könnte das Bild Gottes; es ist kein Haus so zerrüttet, daß es nicht wieder hergestellt werden könnte zu einer Hütte Gottes bei den Menschen; es ist kein Volk so roh und wild, daß es nicht werden könnte ein Volk Gott zum Eigentum, geschickt zu allen guten Werken.

Drum geht hinaus auf allen Wegen
Und holt die Irrenden herein,
Streckt jedem eure Hand entgegen
Und ladet froh sie zu uns ein.

O F

Etwas über Christentum und praktische Philosophie

Arthur Schopenhauer — „Ueberwundener Standpunkt!", werden die einen unsrer Leser sagen; „Wie kommt Saul unter die Propheten, Schopenhauer in die Christliche Welt?" andre. Und doch sind vielleicht manche von beiden Seiten erstaunt, folgende Worte von ihm zu lesen. Arthur Schopenhauer also schreibt in seinem Buche „Die Welt als Wille und Vorstellung":

Wenn vor den Augen eines Menschen jener Schleier der Maja so sehr gelüftet ist, daß derselbe nicht mehr den egoistischen Unterschied zwischen seiner Person und der fremden macht, sondern an den Leiden der andern Individuen so viel Anteil nimmt, wie an seinen eignen und dadurch nicht nur im höchsten Grade hilfreich ist, sondern sogar bereit, sein eignes Individuum zu opfern, sobald mehrere fremde dadurch zu retten sind, dann folgt von selbst, daß ein solcher Mensch in allen Wesen sich, sein innerstes und wahres Selbst erkennt, auch die endlosen Leiden alles Lebenden als die seinen betrachten und so den Schmerz der ganzen Welt sich zueignen muß. Ihm ist kein Leiden mehr fremd. Alle Qualen andrer, die er sieht und so selten zu lindern vermag, von denen er unmittelbar Kunde hat, ja die er nur als möglich erkennt, wirken auf seinen Geist, wie seine eignen. Es ist nicht mehr das wechselnde Wohl und Wehe seiner eignen Person, was er im Auge hat, wie dies bei dem noch im Egoismus befangenen Menschen der Fall ist, sondern ihm liegt alles gleich nahe, er kennt das Ganze, faßt das Wesen desselben auf und findet es in einem stetigen Vergehen, nichtigen Streben, innerm Widerstreit und beständigem Leiden begriffen, er sieht, wohin er auch blickt, die leidende Menschheit und die leidende Tierheit und eine hinschwindende Welt. Dies alles liegt ihm aber so nahe, wie dem Egoisten nur seine eigne Person.

Ist es nicht Christus, der da sagt: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst!"? Spricht nicht Paulus von dem ängstlichen Harren der Kreatur? Sagt nicht Johannes: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust!"? Ist es nicht ein Herrenwort: „Niemand hat größre Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde"?

Der Christusfeind käme demnach zu demselben Ergebnisse wie Christus selbst. Wenn dies wirklich der Fall ist, wenn Schopenhauer ohne Christus zu demselben Resultate in Bezug auf das sittliche Handeln gelaugt, wie Christus, so mag dieser und die von ihm gestiftete Gemeinde wohl eine Berechtigung neben andern haben, aber mit der stets in den Vordergrund gestellten Behauptung einer Alleinberechtigung ist es nichts. Darum wird es nicht wertlos erscheinen dürfen, das Christentum und diese praktische Philosophie einmal in ihren Grundlagen und ihren Resultaten für die Moral mit einander zu vergleichen.

Welche Grundlage giebt Schopenhauer seinem Gedanken von der Selbstverleugnung, von der Aufopferung im Dienste andrer? Er sagt: „Wenn vor den Augen eines Menschen jener Schleier der Maja so sehr gelüftet ist u. s. w." Dies ist also die Voraussetzung für den bezeichneten Gedanken. Für Schopenhauer giebt es keine Dinge an sich, die Welt ist eine Welt des Scheins, ein „Traum der Maja"; was wir für wirklich halten, ist eine große Selbsttäuschung. Wer nun eingesehn hat, daß diese Welt des Scheins nur Vergehen, nichtiges Streben, Widerstreit, beständiges Leiden, mit einem Worte Tod ist, der verneint deshalb den Willen zum Leben, den die Menge, im Wahne befangen, bejaht. Dieses Verneinen ist also der Grund des Mitleids, der einzigen Wurzel von Menschenliebe und Moralität. Anders ausgedrückt: die Erkenntnis, daß alles nichtig ist, giebt uns den Antrieb, negativ, zur Selbstverleugnung, positiv, zur Beförderung des Wohles andrer.

Worin liegt nun beim Christentum der Antrieb zum sittlichen Handeln? Hierbei erhebt sich vor allem die Frage: „Was heißt sittlich handeln?" „Gut handeln, nach dem Sittengesetze handeln," lautet die einfache, vom Sprachgebrauche gebotene Antwort. Allerdings tritt hier sofort die Schwierigkeit hervor, daß das Ideal des Guten im Laufe der verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern ein sehr verschiedenes war und noch ist. Man kann gewiß diese Schwierigkeit lösen wie Alexander den gordischen Knoten, indem man sagt: „Das Ideal des Guten, wie es uns das Neue Testament zeigt, ist das richtige, alle andern sind falsch." Man wird aber damit wenig oder nichts erreichen. Der Grieche wird immer noch den für den Besten halten, der seinen Freunden möglichst viel Gutes, seinen Feinden möglichst viel Böses gethan hat, der Korse wird trotzdem die Blutrache für eine unbedingt auszuübende Pflicht halten, und der Indianer wird trotzdem sich rühmend die Kopfhäute der erlegten Feinde zählen. Bei all dieser Verschiedenheit aber giebt es doch ein gemeinsames Merkmal aller sittlichen Ideale, mag ihr Inhalt sein, welcher er will, ein Merkmal, durch das die sittlichen Forderungen sich von allem andern in der Welt unterscheiden und worin sie alle unter einander übereinstimmen. Dies Gemeinsame ist die Form, in der die sittliche Forderung überall und zu aller Zeit aufgetreten ist. Ein sittliches Gebot, mag es einen Inhalt haben, welchen es will, erhebt immer den Anspruch, daß es unbedingt, ohne Rücksicht auf die Umstände, ohne Rücksicht auf Lust oder Unlust dessen, an den es sich richtet, erfüllt wird. Das heißt aber nichts andres, als daß das Sittengesetz von dem Menschen verlangt, er solle sich dem Zusammenhange der Natur, in den er sich erfahrungsmäßig gestellt sieht, entziehen und für sein Handeln einen Standpunkt über den durch Ursache und Wirkung geschaffenen Umständen gewinnen. Ungeheuerlich ist diese Forderung freilich; aber Thatsache ist auch, daß dieses Gesetz mit seiner ungeheuerlichen Forderung überall da, wo Menschen sich zu einem Gesellschaftsleben zusammengeschlossen haben, aufgetreten ist. Thatsache ist ferner, daß allein da, wo dieses Gesetz gehört wurde, ein geschichtliches Leben der Menschheit aufgezeigt werden kann, und daß überall da, wo man diesem Gesetze die Thür wies, die Gesellschaft zerfiel. Diese Thatsachen wird niemand, auch der nicht leugnen, der die Möglichkeit, dieser Forderung des Sittengesetzes nachzukommen, des Kausalitätsgesetzes wegen leugnet. Ein Mensch nun, der die so gestellte Forderung des Sittengesetzes hinnimmt und zu erfüllen strebt, ist dadurch natürlich genötigt, sich selbst eine Unabhängigkeit von der Natur zuzuschreiben, die erfahrungsmäßig nicht festzustellen ist. Ebenso schreibt er andern, von denen er das Sittengesetz erfüllt wissen will, dieselbe Unabhängigkeit von den umgebenden Verhältnissen zu. Das heißt positiv ausgedrückt: er beurteilt sich und andre als frei von der Natur und ihren Gesetzen, sobald er das Sittengesetz als giltig annimmt.

Wie steht nun der christliche Glaube dazu, von dem wir nachweisen wollten, daß er den Antrieb gebe, sich dem Sittengesetze zu unterwerfen? Derselbe soll uns nach christlicher Lehre Erlösung bringen. Erlösung aber besteht in allen Religionen, wo Erlösung gesucht wird, darin, daß der Mensch, der nach seiner Erfahrung ein Sklave der Natur und ihrer Gesetze ist, dem Bereiche dieser Gesetze entnommen und zur Gemeinschaft mit einem übernatürlichen Wesen, mit Gott erhoben wird. Daß dies Loskommen von dem natürlichen Zusammenhange der Dinge, den die Schrift „Welt" nennt, auch der Sinn der christlichen Erlösung sei, bezeugen Christus und seine Apostel reichlich. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." „Ich habe die Welt überwunden." „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat." So Christus und seine Apostel, und die Kirche ist ihnen hierin gefolgt. Luther sagt: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge," und der fromme Sänger mahnt:

Seele, willst du dieses (das Eine, was not ist) finden,
Suchs bei keiner Kreatur.
Laß, was irdisch ist, dahinten,
Schwing dich über die Natur,
Wo Gott und die Menschheit in Einem vereinet,
Wo alle vollkommene Fülle erscheinet.

Der in der Schrift alles beherrschende Gedanke eines ewigen Lebens ist ein gerader Widerspruch gegen das Naturgesetz. Die Freiheit von der Welt ist also das Gut, das uns im Glauben zuteil werden soll.

Wir haben aber gesehen, daß wir diese Freiheit uns zueignen dadurch, daß wir uns dem Sittengesetz unterwerfen. Hat demnach ein Christ ein Interesse daran, das Gut, das ihm sein Glaube darbietet, zu genießen, so muß er sich folgerichtig dem Sittengesetz unterordnen, indem er es als für ihn geltend anerkennt und zu erfüllen sucht. Sittlichkeit und christlicher

Glaube kommen also überein in demselben höchsten Gute, nämlich in der Freiheit von der Natur und ihren Gesetzen.

Daß Christus mit vollem Bewußtsein diesen Zusammenhang zwischen Glauben und sittlichem Handeln gefaßt hat, zeigt der Umstand, daß er die Gotteskindschaft auf der einen Seite freilich als ein Geschenk des Vaters, aber auf der andern Seite sie auch als eine Folge der Unterwerfung unter das Sittengesetz hinstellte (Matth. 5, 44. 45). Und Paulus verbindet ebenfalls beides, wenn er sagt: „Wisset ihr nicht, daß die Ungerechten das Reich Gottes nicht ererben?“ Der Kirche ist freilich schon bald dieser Zusammenhang zwischen Glaube und Sittlichkeit verloren gegangen. Es war den Gedankengängen der aus den Heiden gewonnenen Christen passender, wenn sie den Zusammenhang in der Weise herstellten, daß sie sagten: „Sittliches Handeln ist nötig, die Güter des Glaubens zu erwerben,“ oder mit andern Worten: „Die Seligkeit wird durch gute Werke errungen.“ Erst die Reformation hat diesen Wahn kräftig verneint, obwohl die Bekenntnisschriften noch nicht die Verknüpfung zwischen Glaube und Werken klar aufzeigen, die darin besteht, daß in dem sittlichen Handeln die Güter des Glaubens allerdings nicht erworben, wohl aber genossen werden. Also das Christentum giebt, da es als höchstes Gut die Freiheit von der Welt, von dem Naturgesetz bieten will, einen mächtigen Antrieb zu sittlichem Handeln.

Aber wir haben gesehen: auch Schopenhauer findet einen mächtigen Antrieb zum sittlichen Handeln in seinen Gedankengängen. Wir wollen hier nicht einwenden, daß deren Ausgangspunkt, die Leugnung der Dinge an sich, ein sehr problematischer ist, denn wir müssen annehmen, daß diese Erkenntnis für Schopenhauer jedenfalls dieselbe Wahrheit hatte, wie für uns das Werk und die Person Christi. Wir wollen auch nicht sagen, daß es namentlich den Armen an Geist sehr schwer werden würde, die Gedankengänge Schopenhauers durchzumachen, um einen Antrieb zu sittlichem Handeln zu haben; denn er würde uns mit demselben Recht sagen: „Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist?“ oder: „Es ist auch schwer, daß ein Reicher ins Himmelreich gehe.“ Aber mit diesem Antriebe zur Sittlichkeit, mit dieser Einsicht in die Berechtigung der sittlichen Forderungen ist der Menschheit noch nicht geholfen; im Gegenteil, es würde der Menschheit nur geschadet, wenn man ihr zwar zum Bewußtsein brächte, daß sie frei sein könnte, wenn man ihr das gelobte Land zwar von ferne zeigte, ihr aber die Kraft versagte, es einzunehmen, wenn man es wie Schopenhauer machen wollte, der gleich hinter der eingangs angeführten Stelle sagt:

> Wir können uns nicht losreißen. Die Lockungen der Hoffnung, die Schmeichelei der Gegenwart, die Süße der Genüsse, das Wohlsein, welches unsrer Person mitten im Jammer einer leidenden Welt, unter der Herrschaft des Zufalls und des Irrtums zuteil wird, zieht uns zu ihr zurück und befestigt aufs neue die Banden.

Das ist also der Ausgang jener Ideenreihen, die Krone, die Schopenhauer seinem Gedanken aufsetzt: „Wir können uns nicht losreißen.“

Wie steht nun das Christentum dazu? Man hat Jesus gepriesen als den, der die Erkenntnis des Sittengesetzes den Menschen gebracht habe, der jener allgemeinen Form den rechten Inhalt gegeben habe, und man glaubte ihn damit voll und ganz gewürdigt zu haben. Wenn dies der Fall wäre, wahrhaftig, man müßte ihm fluchen; wenn er weiter nichts gethan hätte, bei Gott, er wäre kein Seligmacher, sondern der ärgste Feind, den die Menschheit je gehabt hätte, denn er hätte zu allem natürlichen Unglück, Jammer und Elend auch noch die erdrückende Last der sittlichen Forderung auf die Schultern der seufzenden Menschheit gelegt. Wenn darin die Bedeutung Jesu erschöpft ist, dann kann man es den Tausenden und Abertausenden, die gleichgiltig an ihm vorübergehn oder ihn aufs bitterste hassen, nicht verargen, daß sie also thun.

Allerdings auch Jesus bringt uns in den Zwiespalt mit uns selbst, indem er uns, die wir nach unsrer natürlichen Beschaffenheit dem unerbittlichen Gesetz von Ursache und Wirkung unterworfen sind, etwas auferlegt, was unter jeder Bedingung geschehen soll und muß. Aber er läßt uns nicht wie der Gedankenspinner in diesem unseligen Zwiespalt stecken, indem er

sagt: „Ihr könnt euch nicht losreißen, ihr seid zu jämmerlich, zu erbärmlich, solches zu vollbringen.“ Nein! Er sagt: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben.“ Er beantwortet den Notschrei des zwischen beiden Gesetzen hin und her gehetzten Menschen: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ — er beantwortet diesen Notschrei nicht mit einem Achselzucken, sondern er sagt: „Ich bin das Brot des Lebens.“

Wie macht es aber Jesus, daß wir aus diesem Zwiespalt herauskommen, in den uns die beiden widerstreitenden Gesetze gebracht haben, das Naturgesetz mit seinem unzerreißbaren Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung und das Sittengesetz mit seiner unabweisbaren Forderung, selbst unter dem Naturgesetze das Gute zu thun?

Um dies feststellen zu können, müssen wir uns erst etwas genauer mit der sittlichen Forderung befassen. Seither haben wir sie nur ihrer allgemeinen Form nach betrachtet, in der sie sich an den Menschen wendet. Dadurch, daß sie sich an den Menschen wendet, erhält die sittliche Forderung zugleich einen ganz bestimmten Inhalt. Welches sind die Bedingungen, unter denen ein Mensch entsteht und besteht? Vor allem natürlich Zeugung und Geburt, zum andern aber auch das Leben in der Gemeinschaft mit andern Menschen. Als ein natürlich gezeugtes und geborenes Individuum hat der Mensch nun mit allen andern Wesen den Selbsterhaltungstrieb gemein. Als ζῶον πολιτικόν, als ein Wesen, das erst in der Gesellschaft mit andern zu seiner eigenartigen menschlichen Bedeutung kommt, ist er von dieser Gesellschaft in Anschauungsweise und Lebensführung abhängig. Wenn sich nun das Sittengesetz an den so bedingten Menschen wendet, so muß es notwendig zwei Forderungen an ihn stellen.

Erstens muß jedes sittliche Gebot von dem durch den Selbsterhaltungstrieb regierten Menschen Selbstverleugnung fordern, denn es will ja, abgesehen von der natürlichen Bedingung der Selbsterhaltung, erfüllt sein.

Zweitens muß jedes sittliche Gebot von dem von der Gesellschaft gebildeten und abhängigen Menschen die Befreiung dieser Gesellschaft fordern, d. h. es muß dem Menschen die Aufgabe stellen, dem Sittengesetze nicht nur in seinem eignen Innern, sondern auch in der Gesellschaft zur Herrschaft zu verhelfen, denn dem Einzelnen ist ein sittlich freies Leben nicht möglich in einer Gesellschaft sittlich Unfreier, von der er doch abhängt.

Unsre Frage ist also jetzt so zu stellen: Wodurch giebt uns Christus die Kraft, uns selbst zu verleugnen und an der sittlichen Befreiung der menschlichen Gesellschaft zu arbeiten?

Die Kraft zur Selbstverleugnung giebt uns Christus, indem er den Selbsterhaltungstrieb nicht etwa in uns zerstört, denn das würde für uns Vernichtung bedeuten, sondern indem er ihn befriedigt, und zwar dadurch befriedigt, daß er unser Herz mit dem religiösen Gute des Gottvertrauens erfüllt. Und er thut dies nicht etwa durch eine Lehre, sondern durch den Eindruck, den seine Person auf uns macht, durch den wir zu der unumstößlichen Gewißheit kommen, daß Gott uns liebt und uns deshalb nicht vergehen lassen wird. Wenn er Selbstverleugnung verlangt: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst!“ — so knüpft er doch sofort die Verheißung daran: „Wer sein Leben verliert um meinet- und des Evangeliums willen, der wird es behalten.“ Jesus macht uns reich und sicher, daß wir getrost und unbekümmert mit Paulus sprechen: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Durch die Gewißheit, daß Gott uns hilft, daß er uns in aller Not das Beste giebt, haben wir die Kraft, der Forderung des Sittengesetzes nachzukommen, unbesorgt um unser Wohlsein, für dessen Befriedigung, wie wir wissen, Gott über all unser Verstehen sorgt. Indem uns also ein andrer die Sorge für unser Leben abnimmt, haben wir selbst die innere Ruhe und Freiheit, das Gute ohne alle selbstsüchtigen Nebenabsichten zu thun.*) So wird ein Christen-

*) Daß der Einwurf, die Spekulation auf die Erfüllung der göttlichen Verheißungen schließe eine solche selbstsüchtige Nebenabsicht in sich, den, der den Zusammenhang zwischen Glaube und Sittlichkeit in der vorliegenden Weise auffaßt, nicht treffen kann, liegt auf der Hand. Der schlichte Christ wird einem solchen Einwurf entgegenhalten: „Ich will

mensch ein freier Herr aller Dinge. Jesus giebt uns also wirklich die Kraft, sittlich zu handeln, und er allein kann uns diese Kraft geben, denn er allein kann die Grundlage unsers sittlichen Handelns, das Gottvertrauen, in uns erwecken. Der Glaube soll uns also nicht etwa über die Forderungen des Sittengesetzes weghelfen, indem er uns sagt: „Gott nimmts nicht so genau damit," sondern er soll uns die Kraft zu ihrer Erfüllung geben.

Aber auch die zweite Forderung des Sittengesetzes kann und kann nur aus dem christlichen Glauben heraus erfüllt werden. Diese Forderung geht dahin, daß wir nicht nur uns selbst frei machen und zu sittlichem Handeln bringen, sondern auch die Gesellschaft zu dieser Freiheit führen. Wie unmöglich die Erfüllung dieser Forderung für den natürlichen Menschen ist, zeigt wohl am besten folgender Fall aus dem Leben. In einer unsrer Großstädte war es einem Seelsorger gelungen, aus dem Haufen der Prostituirten eine Seele zu retten, die zu der Ueberzeugung gekommen war, daß das Blut Christi auch ihr zu gute geflossen sei. Nun galt es, das Mädchen aus seiner verpesteten Umgebung herauszubringen, ihm fern von der Stadt eine Stellung zu verschaffen. Der Pfarrer befragte sich bei einem ihm als menschenfreundlich bekannten Arzte, der einen ausgedehnten Bekanntenkreis hatte. Der Mann zuckte bedauernd die Achsel über die Arbeit des Pfarrers an dieser Seele: „Was soll das helfen? Die Statistik zeigt, daß in unsrer Stadt jährlich eine ganz bestimmte Anzahl Mädchen verbraucht werden muß. Wenn diese gerettet wird, tritt nach unerbittlichem Gesetz eine andre, vielleicht noch intakte an ihre Stelle." — Was sollen wir dazu sagen? Die Thatsachen sind nicht zu leugnen, und doch ist dem Menschen vom Sittengesetz geboten, an der Gesellschaft zu arbeiten. Gerade die Statistik auf dem oben berührten und auf verwandten Gebieten zeigt dem Menschen seine Ohnmacht in einer Weise, daß man verzweifeln muß an aller sittlichen Arbeit. Denn wie kann man arbeiten, wenn man die Erfolglosigkeit der Arbeit vor Augen sieht? Eine Arbeit unter solchen Bedingungen ist Höllenqual, wie die Griechen das in ihrer Danaiden- und Sisyphussage mit richtigem Gefühle dargestellt haben. Das Christentum, das diese allem Anschein nach erfolglose Arbeit von uns verlangt, verheißt uns aber Seligkeit, und zwar nicht erst dort, sondern schon hier in der Zeit der Arbeit: „Ein Thäter des Gesetzes wird selig sein in seiner That." Auch diesen zweiten Widerspruch, in den uns das Sittengesetz mit der Welt um uns bringt, löst der christliche Glaube und allein der christliche Glaube; denn er allein giebt uns die Gewißheit, daß eine Macht, die dem Naturgesetz enthoben ist, unser sittliches Streben nicht verloren gehen läßt, sondern alles sittliche Handeln zusammenfaßt und zur Vollendung der Menschheit verwertet. Oder biblisch ausgedrückt: daß Gott unser Trachten nach dem Reiche Gottes belohnt durch die endliche Vollendung dieses Reiches. Diese überweltliche Macht, diesen Gott, der ein Interesse daran hat, daß allen Menschen geholfen werde, kann uns aber niemand anders gewiß machen als Jesus, der uns begreifliche Gott. Und er thut dies nicht etwa durch verwickelte Gedankengänge, die er uns mühsam durchlaufen läßt, sondern durch die einfachen, jedem Kinde begreiflichen Thatsachen seines Lebens, durch die er sich zu uns in Liebe herabläßt als unser Bruder.

Welch himmelweiter Unterschied zwischen einer praktischen Philosophie, die man als eine große Kulturerscheinung gepriesen hat, weil in ihr „die weltliche, induktive Philosophie in ihren ethischen Schlußresultaten ganz zu denselben metaphysischen und sozialen Lehrsätzen gelangt ist wie die Theologie" — welch himmelweiter Unterschied zwischen ihr und dem Christentum! Schopenhauer findet den Antrieb zum sittlichen Handeln in der vermeintlichen Erkenntnis, daß alles nichts sei, das Christentum in der unumstößlichen Gewißheit, daß es darin*) ein Gut habe,

mit meinem sittlichen Handeln die verheißene Seligkeit nicht erwerben, denn ich erhalte dieselbe umsonst. Was ich thue, thue ich meinem Gott zu Liebe und nicht um einen Lohn zu erlangen, den ich schon längst voraushabe, wenn das, was man geschenkt bekommt, Lohn genannt werden darf." Wer sittlich handelt ist selig und will nicht erst selig werden.

*) d. i. eben im sittlichen Handeln. D H

das sich nicht läßt verzehren, wie irdisch Reichtum thut. Schopenhauer vernichtet den Selbsterhaltungstrieb und damit den Menschen, indem er uns das Leben leer macht und verekelt, das Christentum befriedigt unsern Lebenstrieb, indem es uns durch die Gewißheit von der auf uns gerichteten Liebe Gottes das Leben reich und lebenswert macht. Bei Schopenhauer gründet sich die Sittlichkeit auf den Tod, im Christentum auf das Leben, das neue Leben in Gott. Bei Schopenhauer haben wir öde Gedankenspinnerei, die schließlich ausklingt in das verzweifelte Bekenntnis: „Wir können uns nicht losmachen"; im Christentum haben wir eine lebens- und liebevolle Persönlichkeit, an die wir uns in des Lebens Not anklammern, sodaß wir selbst in Ketten und Banden, den Tod vor Augen noch, mutig und demütig zugleich, mit Paulus ausrufen: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus!"*) A M

Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart

3. Zinzendorfs Beruf

Zinzendorf hat nach seinen Universitätsjahren eine längere Studienreise angetreten. Diese führte ihn über Holland zu anderthalbjährigem Aufenthalte nach Paris. Da er hier „mit seinen Glaubensgenossen, die eben nicht wegen ihrer Herzenserbauung nach Paris reisen, wenig anfangen konnte," schloß er sich bald einem Kreise von rechtschaffenen Bischöfen und Religiösen, d. i. Mönchen an, lernte auch etliche Damen kennen, „die Gnade hatten." Nach offenbar nur oberflächlichen Versuchen von dieser Seite, ihn für den Katholizismus zu gewinnen, wurden in ihrem Verkehr alle konfessionellen Streitfragen als unwesentlich beiseite gelassen, und der evangelische Graf hat sich mit den katholischen Patres und Bischöfen „nicht mehr besonnen, was für einer Religion Einer oder der Andre wäre." Die Genannten waren Jansenisten oder standen doch diesen nahe. Die Herzlichkeit des Verkehrs erhielt allerdings dadurch einen jähen Stoß, daß der Vornehmste unter Zinzendorfs Gönnern, der Kardinal Noailles, die Bulle Unigenitus, die zur endgiltigen Unterdrückung des Jansenismus bestimmt war, unterschrieb. Das protestantische Gewissen des Grafen sträubte sich gegen eine solche Gesinnungslosigkeit. Allein er hat sich durch diese Erfahrung nicht dazu anleiten lassen, auch unter den scheinbar gleichen Aeußerungen von Frömmigkeit eine tieferliegende Grundverschiedenheit aufzusuchen. Er hat vielmehr noch in späteren Jahren es diesen Katholiken nachgerühmt, daß sie —

> sich mit mir in das unergründlich tiefe Meer des Leidens und Verdienstes Jesu und der dadurch erworbenen Gnade, selig und heilig zu werden, hinein begaben. . . . Wie beschämte mich in Frankreich die Gemeinschaft der Gläubigen! Wie siegte da die evangelische Wahrheit! Was erfuhr ich bei Bischöfen und Mönchen! Wenn ich leugnen wollte, daß die Zeugen Jesu in der gallikanischen Kirche Jesum über alles erhüben und den lebendigen Glauben ohne Verdienst der Werke predigten, so wäre ich des Umgangs solcher teuren Streiter nicht wert.

Das klingt ja, als ob der Graf all diese hohen Güter in Frankreich, wo nicht erstmals entdeckt, so doch in einer Vollendung angetroffen hat, die ihm sonst unbekannt geblieben war. Wir fragen vor allem: Was ist denn das für eine Gemeinschaft der Gläubigen, die ihn so sehr beschämt? Es ist nicht möglich, diese in etwas Anderm zu suchen, als in der klösterlichen Gemeinschaft, die jene Bischöfe und Mönche vereinigt. Natürlich sind es hier nicht die Mauern, die das Kloster machen, sondern die allgemeine Lebensrichtung derer, mit denen der Graf verkehrt. Im Unterschied zu seinen Glaubensgenossen, die in Paris andre Dinge, nämlich weltliche Bildung und Freuden suchen, findet Zinzendorf in jenen Katholiken Personen, deren Leben in der Uebung der Frömmigkeit aufgeht, die ein rein-geistliches Dasein führen. Beschämt erkennt der Graf, daß die evangelische Kirche solche Gemeinschaften mit ausschließend religiösem

*) Der Artikel, obwohl vor Erscheinen der Aufsätze „Ueber den sittlichen Wert des Handelns um Christi willen" in Nr. 10 und „Um Christi willen" in Nr. 12 eingegangen, soll und wird die Erkenntnis der dort verhandelten Frage an seinem Teile mit fördern. D H

Interesse nicht besitzt. Oder haben wir ihm mit dieser Deutung seiner Worte unrecht gethan?

Zinzendorf ist in dem streng-pietistisch gesinnten Hause seiner Großmutter aufgewachsen. Religiöse Eindrücke stärkster Art hat er demgemäß von seiner frühesten Jugend an empfangen. Sein Pate Spener segnete den vierjährigen Knaben unter Handauflegung zur Beförderung des Reiches Gottes ein. Von dem Sechsjährigen wird uns berichtet, daß er in Gegenwart eines in kriegerischer Absicht einbrechenden Trupps Schweden seine gewohnte Betstunde hielt. „Der unvermutete Anblick und Vortrag des redebegabten Knaben wirkte mächtig auf die Krieger.“ Von dem Achtjährigen haben wir gehört, wie ihn die Idee beschäftigte, Jesum vor vielen Tausenden zu verkündigen. Während seiner Schuljahre in Halle stiftete er in sechs Jahren sieben Gesellschaften zum Zweck besonders inniger Gebetsvereinigung. Es ist klar, daß diese ausgesprochene Neigung zu religiös-erbauender Wirksamkeit auf dem Boden protestantischer Lebensanschauung zur Ergreifung eines kirchlichen Berufs hätte führen müssen. Allein was ein Beruf sei, hat Zinzendorf nicht gewußt und auch sein Leben lang nicht erfahren. Dem Willen seiner Verwandten gemäß betreibt er auf der Universität das Studium der Rechte. Er rühmt dabei den Gehorsam, den er in dieser Beziehung geleistet habe. Aber dieser Gehorsam ist von Nebengedanken begleitet, die auf ein Haar der jesuitischen Mentalreservation gleichkommen:

Ich traktire meine Studia mit allem Fleiß, aber gegen die Förderung des Reiches Gottes nur als Kleinigkeiten. . . . Ich will das jus civile mit allem Eifer treiben, will also den Ekel so lang wegwerfen, bis ichs begriffen habe. . . . Was ich in jure civili begriffen habe, das darf ich meinem Fleiß nicht danken. Weil ich die Theologie im Gemüte hatte und mir keine größere Glückseligkeit wußte, als einmal von der Predigt des Evangelii Profession zu machen, hörte ich alle Collegia, die dahin nicht einschlugen, obenhin.

Heißt das wirklich, den Willen der Mutter erfüllen, wenn man die demselben entsprechende Thätigkeit nur obenhin, ohne Fleiß, als eine Kleinigkeit, mit Ekel übt? Oder entspricht das des Grafen eignen treffenden Worten:

Hundert unnötige Pflichten beobachten, macht die Verabsäumung derer notwendigen nur um so unverantwortlicher?

Denn wenn er aus Gehorsam den Beruf der Rechtswissenschaft ergriffen hatte, so gab es für ihn vor Gott und Menschen keine dringenderen Pflichten, als sich den Aufgaben seines Studiums mit ganzer Seele hinzugeben. Allein der Graf setzt diese leichtfertige Behandlung seiner weltlichen Berufspflichten fort. Er wird als Justizrat in Dresden angestellt, nachdem er Bedenken wegen des zu leistenden Eides überwunden hat. Aber er hat „mit vorsätzlicher Negligirung aller der Funktionen, damit man sich in solchem Collegium distinguiret, von 1721 bis 1727 nichts Anderes gethan, als zuweilen ein paar arme Bauern durch einen Vorbeschied mit ihren Gutsherren zu vertragen.“ Der Graf ist zugleich Gutsherr. Sein Verwalter Heiz beklagt sich bitter darüber, daß er seinen schriftlichen Berichten wenig Beachtung schenke. Der Graf selbst aber offenbart seine innerste Gesinnung während dieser Zeit in folgenden Versen:

O Jesu bedenke, wie sehr es uns kränke,
Dir so nicht zu dienen, wie wir es begehren.
Aufs wenigste mußt du uns stille sein lehren.

Alle diese Dinge werden uns von evangelischen Berichterstattern mit breitem Behagen und unverhohlener Bewunderung erzählt, als ob dabei gar nichts zu erinnern wäre. Hat denn wirklich Luther umsonst so unermüdlich gepredigt, daß treue Berufserfüllung unser bester Gottesdienst sei? Oder ist unsers Herrn Wort vergessen, das allein die Treue im Kleinen rühmt? Aber nein, entgegnet man, um Treue im Kleinen oder Großen handelt es sich ja hier gar nicht. Es handelt sich vielmehr um den Gegensatz zwischen weltlichen Ehren und Würden, die der Graf immer wieder ausschlägt, und dem Dienst im Reiche Gottes. Das ist allerdings der Gegensatz. Aber es fragt sich, ob das gut evangelisch oder gut katholisch ist?

Der Graf vermählte sich im Jahre 1722 mit der Gräfin Erdmuth Dorothea Reuß. Indem er um ihre Hand ansprach, gab er die Erklärungen ab, Christus sei sein Bräutigam so gut als der ihrige; der Hauptzweck seines Lebens sei, Christo

unter Schmach und Verachtung Menschenleben werben zu helfen, was auch ihr Geschäft sein müsse, wenn sie ihm etwas nützen wolle; er bedinge sich aus, daß er darin durch seinen künftigen Ehestand nicht gehindert werde, sonst wolle er lieber bleiben, wie er wäre; sein ganzes Vermögen und die Verwaltung seiner Güter wolle er ihr überlassen, um sich von allem, was ihm in seiner Hauptsache hinderlich sein könnte, loszumachen. Das ist nicht nur eine sonderbare Brautwerbung. Vielmehr erscheint die Ehe, die Zinzendorf eingeht, hier so sehr als etwas dem Hauptzwecke seines Lebens Untergeordnetes, daß man ihre Bedeutung als ein selbständiges sittliches Gut nicht mehr zu erkennen vermag. Denn sittliche Güter haben ihre Art darin, daß sie niemals als bloße Mittel zum Zweck geachtet werden dürfen; in sie hinein, als in reiche Goldschalen, muß der ewige Gehalt des Reiches Gottes sich ergießen. Wer dieses außerhalb jener zu haben vermeint, dem bleiben die Schalen leer. Er verliert damit das sittliche Recht auf ihren Erwerb. Und hat nicht der Graf ausdrücklich erklärt, daß er sich die Gemahlin als Wirtschafterin sucht? Denn die Teilung, die hier vorgenommen werden soll, ist nicht mehr die zwischen männlichem und weiblichem Beruf, sondern zwischen Arbeit im „Reiche Gottes“ und „weltlichen“ Geschäften, einer hinderlichen Verwaltung von Vermögen und Gütern. Und wenn Zinzendorf seine Worte nicht wahr gemacht hätte! Aber wenn man die Biographie dieser edlen Dulderin liest,*) so weiß man nicht, worüber man mehr staunen soll, über die hingebende Liebe, mit der sie ihrem Gemahl zugethan war, oder über die demütige Geduld, mit der sie ihre Lasten trug. Denn Lasten waren es, einen Hausstand zu führen, der ausdrücklich einem Taubenschlage gleichen sollte, als Pflegerin und „Säugamme“ der Gemeinden unter steigender Schuldennot, für die der Graf keinen Sinn hatte, sich mühsam durchzukämpfen, dazu einer ausgebreiteten Gutsverwaltung vorzustehen, ohne daß der, der von Rechts wegen dazu verpflichtet war, ihr im Ernste beigestanden hätte. Zinzendorf hat es leicht gehabt, sich dieser Gemahlin zu rühmen:

Ich habe fünfundzwanzig Jahre aus Erfahrung gelernt, daß die Gehilfin, die ich habe, die einzige gewesen, die von allen Ecken und Enden her in meinen Beruf paßt. . . . Wer hätte meine ganze Oekonomie so viele Jahre so wirtschaftlich und so reichlich geführt, wie es die Umstände erfordert? Wer hätte mir das Detail des Hauswesens so ungern und doch so ganz abgenommen? Wer hätte so ökonomisch und doch so nobel gelebt?

Eins ihrer Kinder nach dem andern sah sie dahinsterben. Der Tod ihres letzten Sohnes hat der Uebermüdeten langsam das Herz gebrochen. Gering muß die Teilnahme gewesen sein, die der Graf ihrem Schmerze zollte. Denn es legt sich einem wie Eis ums Herz, wenn man seine Worte liest:

Ich habe schon etliche Jahre nicht mehr daran gedacht, daß ich sein Vater bin, und muß mich also jetzt wieder daran erinnern, wenn mir von andern Leuten das Beileid ausgesprochen wird. Ich kann ihm mit ebenderselben Einfalt meines Herzens die Leichenrede halten, wie ich sie einem andern Bruder, einer andern Schwester, die mir äußerlich nicht nahe gestanden haben und die ich nur in ihrer Kirchenwürde ansehe, halten würde.

Wer denkt hier nicht an Luthers Thränen am Sarge seiner Magdalene und — an die Landgräfin Elisabeth von Hessen?

Zinzendorf also findet einen ordentlichen, ganzer Anstrengung würdigen Beruf in keiner der bestehenden sittlichen Gemeinschaften, nicht im Staate, nicht in der Gesellschaft als Gutsherr, nicht in der Familie. Er ist darin den aufgeklärten praktischen Philosophen, deren Genosse er doch sein wollte, möglichst unähnlich. Wie anders die beiden größten unter ihnen: Leibniz und Friedrich der Große! Ihr Geist will Gott und Welt umspannen, ihre sittliche Thatkraft verzehrt sich im Dienste des Besonderen. Und meinen wir nicht, Zinzendorf thue dasselbe nur auf anderm Gebiete, auf dem der Kirche. Jawohl, in herzlicher, zum guten Teil berechtigter Geringschätzung der bestehenden — jene der politischen, dieser der kirchlichen — Verhältnisse mochten sie sich begegnen. Aber jene haben ihrem Vaterlande in seiner verworrenen politischen Lage mit einer

*) Ledderhose, Leben und Lieder der Gräfin Zinzendorf (Gütersloh, Bertelsmann, 1887); ausführlicher A. Glitsch im „Brüderboten“ 1882—1886.

Treue gedient, die um so bewundernswerter erscheinen muß, je weniger ihre weltbürgerliche Stimmung einen unmittelbaren Antrieb dazu enthielt. Zinzendorf hat diese besondern, allerdings „weltlichen" Schranken unsrer allgemeinen sittlichen Arbeit niemals für seine Wirksamkeit bindend erachtet:

Ich habe kein ander Amt; ich bin des Heilands Jünger unter euch, dem er seinen Plan gesagt, gleich vom ersten Tage an, da ich nur zwei oder einen oder noch gar keinen Kameraden hatte. Daher werde ich, so lange ich lebe, das Amt behalten und niemand um Erlaubnis fragen.

Was ist das für ein Amt, zu dem er keiner Erlaubnis bedarf, weil er einer übernatürlichen Berufung durch den Heiland selber gewiß ist? Es scheint zunächst, als solle hier eine außerordentliche Wirksamkeit neben der ordentlichen, in und durch die bestehenden Kirchen geübten, hergehen. Denn Zinzendorf hat die „Errettung solcher Seelen unter Irrigen und Heiden, an die man bisher nicht kommen konnte," im Auge. Allein dieses Nebeneinander wird doch fraglich werden, wenn wir hören, daß sich der Graf den Titel eines „Evangelisten in aller Welt" beilegt. „Meine Parochie ist die Welt." Berlin, wo er vor einem zahlreichen gemischten Publikum religiöse Vorträge hielt, „war nur die Kanzel, die Reden sind für die ganze Welt." Wenn er sich darum wiederholt auf seine Rechtgläubigkeit prüfen läßt, um als „lutherischer Theolog" gelten zu können, so verfolgt er damit nicht die Absicht, auf die besondern rechtlichen Bedingungen einzugehen, unter denen einem lutherischen Theologen eine kirchliche Wirksamkeit in amtlicher Form zusteht. Er ist sich vielmehr nur bewußt, unter den obwaltenden Umständen an den Kanzeln, die sich ihm nun öffnen, eine wirksamere Unterlage zu gewinnen, als er sie in der freien Rednerbühne bereits hatte. Uebrigens aber gilt es, „die Pilgermeinde sammeln," Philadelphia (s. Off. Joh. 3, 8 ff.), die Unitas fratrum, die „Religion ohne Namen" herstellen. Diese Gemeinde findet sich freilich in allen Kirchen. Aber kann es zweifelhaft sein, daß zunächst der, der die weltgeschichtliche Aufgabe empfangen hat, sie zu sammeln oder herzustellen, über allen Kirchen steht? Es bleibt schlechterdings nichts andres übrig: der Mann, der das Amt empfangen hat, „des Heilands Person in der Welt durchzusetzen, nicht systematisch, sondern durch Beweisung von Geist und Kraft," der kann dieses Bewußtsein nur in sich tragen kraft einer unmittelbaren Offenbarung oder göttlichen Erleuchtung. Dem steht nicht entgegen, sondern es entspricht ihm vielmehr aufs genauste, daß Zinzendorf das Amt auch „seine Passion," d. i. seine Leidenschaft nennt.

Zinzendorf ist in diesem übernatürlichen Berufsbewußtsein nicht allein geblieben. Er hat es auf seine nächsten Anhänger zu übertragen gewußt. Als die „Streiter" oder „Jünger" Jesu, die eigentlichen „Pilger" in der Welt, hat er diese aus der größeren Zahl der ihm Zugethanen auszusondern gewußt. Es ist unvermeidlich, die Erklärungen, die über diese Gruppe vorliegen, in voller Ausführlichkeit wiederzugeben:

Die Streitersache ist das Geschäft Jesu Christi auf seinem Erdboden, wozu sich gewisse von Ewigkeit vorerwählte, in der Zeit gerufene, mit dem Streitersinn angethane Seelen dergestalt widmen, daß sie Essen und Trinken, Schlafen, Notdurft, ehrlichen Namen, Zeit und Kräfte und alles daran spendiren, und zwar mit einem solch einfältigen Herzen, daß ihnen nicht einfällt, es anders zu machen, daß sie bei der Mühe und Last fröhlich und lichte sind, sich auch kein Verdienst daraus machen, sondern die Zeugensache treiben wie der Fisch das Schwimmen und das Wasser das Naßmachen. Es liegt in solchen Herzen ein inniges Gefühl von der Treue und von dem Verdienst Jesu und seinem ganzen heiligen Wandel auf dieser Welt.

Diesen Streitern steht nun die ganze Masse derer gegenüber, an denen sie arbeiten. Ueber diese teilt nun Zinzendorf folgendes mit:

Das Seligmachen heißt die allgemeine Predigt der Gnade und Erbarmung Gottes in Christo den armen, elenden, bösen Menschen ans Herz bringen und sie nach empfangener Gnade im Haß des befleckten Rocks des Fleisches bewahren, in der Liebe zum treuen Wandel vor Gesetzlichkeit bewahren und zum Zeugensinn sanftiglich zu ermuntern suchen, dabei aber leiden können, daß sie mit ungestörtem Gewissen reich werden und es bleiben, ordentlich essen und schlafen, leibliche Kinder lieben und über ihren Tod herzlich weinen, im Fürsten-, Herren-, Adel- und Bürgerstande leben und sich demgemäß heißen, ankleiden und äußerlich abwarten. Das läßt man nicht allein ruhig geschehen, sondern wenn sich die Menschen ohne genugsame Gewißheit davon los machen und einen Turm bauen wollen, da man voraussieht, er bleibt beim andern Stockwerk stehen, so widerrät mans; man hält aber solche Leute doch für Brüder und Schwestern und achtet sie so lange gläubig an den Herrn, bis man ihnen Ehrsucht, reich werden wollen, Lüste dieser Welt und Vorzug der Gemächlichkeit vor des Herrn Sache mit Bestand schuld geben kann.

Diese Erklärungen Zinzendorfs stehen in einem Schriftstück, das als eine vertrauliche Kundgebung gelten mag, in dem „Eventual-Testament an die Gemeine bei des Herrn Grafen von Zinzendorf ersten Reise nach Amerika 1738."*) Daraus könnte der Einwand hergeleitet werden, daß diese Aussagen nicht zur Kennzeichnung von Zinzendorfs allgemeinen christlichen Anschauungen geeignet sind. Denn es könnte ja irgendwie möglich sein, daß die Gemeine unter solchen besondern geschichtlichen Bedingungen stünde, daß das doppelte Christentum, von dem jene Worte reden, nur eine Einrichtung der Zweckmäßigkeit wäre, aber nichts dem Wesen der allgemeinen christlichen Kirche Angehöriges. Allein diese Auskunft, an sich schon bedenklich genug, erweist sich als unhaltbar. Die „Berliner Reden" des Grafen „sind für die ganze Welt." Sie tragen diese vollkommen allgemeine Bestimmung schon in der Widmung des ersten Bandes „an Ihro Majestät die Königin von Preußen" an der Stirn. Hier aber liest man (Bd. 2, 3. Aufl., 1743, S. 159 ff.) folgende Ausführung:

In Ansehung der Sachen, die der Heiland in seinem Reich den Menschen zu thun giebt, sind sie sehr unterschieden, sonderlich aber sind sie zweierlei Art. Es giebt Menschen, die der Heiland auf die gewöhnliche Art braucht und sie in denen Dingen, die man so bürgerlich nötig hat, sich beschäftigen läßt. Die können noch alles, was sie thun, ihm thun und in der That gläubige und begnadigte Christen sein. Es giebt aber auch Menschen, die er auf eine besondre Art zu seinem Dienst bestimmt. Die heißen Jünger. Wer ein eigentlicher Jünger Jesu ist, der hat allerdings etwas Singulares und Besonderes an sich, nicht in Mienen, Gebärden, Kleidern, Worten u. s. w., aber in der Hauptsache. Im 5. und 6. Kapitel Matthäi finden wir Lehren, die auf keine anderen Leute gezogen werden als auf die immediaten Jünger Jesu. Z. E. wer euch was nimmt, von dem fordert es nicht wieder. Wenn man das auf alle ziehen wollte, so würden dadurch alle Verfassungen und Besitzungen der Welt aufgehoben werden. Ein Kind Gottes, das sich nicht zur Seelensache besonders gewidmet hat, muß sich den Gesetzen, die jedermann bekannt sind und die jedermann als Gesetze annehmen soll, ordentlich unterwerfen. Wollten die Christen überhaupt, zumal in der gegenwärtigen Christenheit, die Gesetze vorbeigehen und eine durchgehende Indolenz in dem Aeußeren affektiren, so ginge bald alles drunter und drüber, und des Heilandes Sache wäre dadurch nicht gebessert. Aber mit den Spezialjüngern des Heilandes ist es etwas ganz andres. Nach der innern Gemütsfassung kommen alle Christen überein. Aber in dem äußern Beweis sind sie unterschieden. Ein Streiter (= Jünger) muß sich alle Stunden und zu aller Zeit alles seines Rechts entschlagen und alle Kommodität und was sonst genannt werden mag, nicht nur im Herzen verleugnen, sondern gar mit einander hingeben, da ein andrer noch das Seinige fordern und in Ruhe besitzen kann.

In der That, das sind starke Worte! Zinzendorf hat seine eigne „Passion" hier zu einer Theorie entwickelt. Und diese Theorie ist nichts andres als das doppelte Christentum von Laien und Mönchen in der katholischen Kirche. Man mag die Sache drehen und wenden, wie man will, es läßt sich an dieser Auffassung nichts wegdeuten oder abmarkten. Allerdings der aufgeklärte, evangelische Christ verleugnet sich nicht. In der Gemütsfassung kommen alle überein. Es handelt sich auch nicht um „Verdienst." Schwere Bußübungen bleiben so gut fort wie besondre Mienen, Kleider, Worte; bei aller Mühe und Last bleibt man fröhlich und licht, leistet seine Arbeit als von Ewigkeit vorerwählter Streiter mit einer offenbar angebornen Naturbegabung, wie der Fisch das Schwimmen. Aber dabei bleibt doch bestehen, daß Christen, die der Heiland sich in bürgerlicher Weise beschäftigen läßt, in der Hauptsache von den Spezialjüngern, den eigentlichen, den immediaten Jüngern Jesu unterschieden sind. Und um das Maß voll zu machen, hat die katholische Kirche mit ihrer Auffassung der „evangelischen Ratschläge" in der Bergpredigt recht. Denn diese gelten nicht den gewöhnlichen Christen, sondern nur den Spezialjüngern, die zugleich, ihrer Bestimmung zu besonderm Dienst in der Seelensache gemäß, sich über die genaue Befolgung staatlicher Gesetze erhaben wissen dürfen!

Wo bleibt hier das allgemeine Priestertum der Gläubigen? Wo der Christ, der „aus der Taufe gekrochen, sich rühmen mag,

*) Büdinger Sammlung einiger in die Kirchen-Historie einschlagenden Schriften, Bd. 2, S. 278 f.

daß er schon zu Priester, Bischof und Papst geweihet sei"? Es steht doch gewiß zu befürchten, daß bei den Meisten diese hohe Würde, sobald sie sich mit Ernst auf sie besinnen wollten, dem hohen Turme gleichen würde, bei dessen Aufführung sie nicht über das andre Stockwerk hinauszukommen vermöchten. Denn weltliche Arbeit, bürgerliche Berufserfüllung stellt ja an sich eine Stufe des Christenstandes dar, die dem Herrn ferner steht als das Streitertum in der Seelensache!

Zinzendorf ist nicht der erste gewesen, der innerhalb des Protestantismus eine bürgerliche Berufsstellung für unvereinbar gehalten hat mit dem vollen, ungeteilten Dienst im Reiche Gottes*). Aber die meisten seiner Vorgänger haben das doch teils nicht ohne gewisse Einschränkungen gethan, teils haben sie die Bescheidenheit geübt, ihre Anschauungen zwar für sich zu verwirklichen, aber nicht andern aufzudrängen. Was aber Zinzendorf von ihnen außerdem unterscheidet, das ist die leichte, fröhliche Art, in der dieser Entschluß zur Weltflucht durchgeführt wird.

Hat hier, wie wir sahen, die Stimmung der Aufklärungszeit ihr Teil zu seinem Christentum beigetragen, so läßt sich für das Uebrige nicht nachweisen, inwieweit Zinzendorf seine pietistischen Vorbilder aus eignen Gefühlseindrücken heraus übertreibt oder inwiefern er auch unmittelbar unter den Antrieben katholisch-mönchischer Frömmigkeit stand. Zwischen diesen beiden Möglichkeiten aber nach einer Entscheidung zu suchen, ist auch von keinem Interesse. Denn das Wasser des Baches behält den Gehalt der Quelle, auch wenn es sich im Laufe anders färbte und zu den alten neue Bestandteile aufgenommen hat. Zinzendorf aber hat jedenfalls von beidem getrunken: von dem Quellwasser des katholischen Klosters und aus dem abgeleiteten Bache pietistischer Frömmigkeit.

Wie aber werden sich unter diesen Voraussetzungen Zinzendorfs Gemeinden gestalten? S E

„Und was thut die evangelische Kirche?"

Kaum hatten die letzten Reichstagswahlen auch dem blöden Auge gezeigt, wie ernst die Lage der Gegenwart ist, als sich die katholische Kirche mit voller Kraft in den Kampf gegen die Sozialdemokratie stürzte. In zwei gedankenreichen Hirtenbriefen wies Fürstbischof Kopp seinem Klerus neue Wege. Ganz besonders berücksichtigte er die Berliner Verhältnisse. Die Zeitungen haben gemeldet, daß er einige besonders tüchtige jüngere Geistliche dorthin gesandt habe, um Arbeitervereine zu gründen. Man mag über die Gründe, die den Fürstbischof zu diesen Schritten bewogen, und über den Widerspruch, in dem die Agitation des Zentrums bei den Wahlen dazu stand, denken, wie man will, man wird doch anerkennen müssen, daß hier Verständnis für den Ernst der Lage und fester Wille, mitzuarbeiten, vorhanden sind.

Unsre evangelischen Kirchenbehörden haben es bisher nicht der Mühe für wert gehalten, den ihnen unterstellten Geistlichen Weisungen gegenüber den neuen durch das Umsichgreifen der Sozialdemokratie gestellten Aufgaben zu erteilen. Der Eindruck der Reichstagswahlen auf das brandenburgische Konsistorium zeigte sich nur in einem Erlaß, der die Berliner Pastoren aufforderte, zu verhüten, daß die Kinder bei der Konfirmation weiße Kleider trügen, weil dies die sozialen Gegensätze verschärfen würde. Wenigstens in die Oeffentlichkeit ist mehr nicht gedrungen.**)

Was aber unsre Kirchenbehörden unterlassen haben, das thut nun ein einzelner evangelischer Prediger in Berlin, der Lic. Freiherr von Soden, in seiner vor wenigen Tagen erschienenen Broschüre: „Und was thut die evangelische Kirche?"***) Die Aufmerksamkeit der maßgebenden politischen und kirchlichen Zeitungen hat sich ihr sofort zugewandt. In der That wird niemand, der ein Herz für die gegenwärtige Lage und Aufgabe der evangelischen Kirche insbesondre aber für den kirchlichen Notstand in Berlin hat, an dieser Schrift vorübergehen können. Es ist zu hoffen, daß sie nicht nur viel gelesen und besprochen werden wird, sondern auch daß die darin dargelegten Gedanken für die Neugestaltung des kirchlichen Lebens zumal in Berlin Frucht bringen werden. Darum beeilen wir uns, unsre Leser auf sie aufmerksam zu machen. Zwar von einer eingehenden Besprechung kann heute noch nicht die Rede sein. Bei der großen Bedeutung der Sache werden wir noch mehr als einmal darauf zurückkommen müssen. Nur eine kurze Inhaltsangabe sei geschrieben, — auch diese nicht, um die Lektüre der Sodenschen Schrift zu ersetzen, sondern um durch den Hinweis auf die Fülle darin enthaltener Gedanken unsre Leser zu bewegen, nach ihr zu greifen.

Eine in großen Zügen umrissene Schilderung der gegenwärtigen Lage stellt Soden an den Eingang seines Aufsatzes. In rastloser Arbeit sind Staat und Gesellschaft thätig, die wirtschaftlichen Verhältnisse der arbeitenden Klassen zu bessern. Als eifrige Bundesgenossin hat sich ihnen die katholische Kirche angeboten. Aber sie wird nicht imstande sein, der gegenwärtigen Not abzuhelfen. Sie kann höchstens den drohenden Verfall eine Zeit lang aufhalten, sie kann durch ihre Disziplin Ausschreitungen verhindern, — mehr nicht; denn nach der katholischen Schätzung von Arbeit, Besitz, Beruf wäre eine wirkliche Lösung der sozialen Frage nur möglich, wenn die Entwicklung der letzten Jahrhunderte annullirt, die Weltenuhr um vierhundert Jahre zurückgestellt würde.

In ganz andrer Weise ist die evangelische Kirche imstande, an den Aufgaben der Gegenwart mitzuarbeiten. Dazu ist sie berufen durch die Geschichte, denn der Sozialismus ist, soweit er sittliche Aufgabe ist, auf protestantischem Boden erwachsen. Dazu ist sie verpflichtet durch das dringende Verlangen von Staat und Gesellschaft. Vor allem aber, weil ihr in der Sozialdemokratie eine neue Religion, die das Gegenstück evangelischen Christentums ist, entgegentritt.

Zwar nicht das ist die Aufgabe, die soziale Frage zu lösen; dies ist, soweit sie sich lösen läßt, Sache des Staates und der Politik. Aber die evangelische Kirche soll die gefährlichen Begleiterscheinungen, die in das sittlich-religiöse Gebiet sich erstrecken, bekämpfen.

Die Einsicht davon ist heute allgemein verbreitet. Aber was thut die evangelische Kirche, solchen Anforderungen zu genügen? Die Antwort ist außerordentlich beschämend: die Kirche sieht genügsam zu, daß sich die theologische Wissenschaft abmüht, das „Handwerkszeug in einer Form zu bieten, die es für die Aufgaben der Gegenwart geeignet macht," und daß die innere Mission rührig thätig ist, in zerstreutem Gefechte den Kleinkrieg zu führen. Sie selbst thut nichts, als was sie immer gethan hat, sie predigt und verwaltet die Sakramente. Aber das ist ungenügend, da es den großen Teil des Volkes nicht erreicht, der den Gottesdiensten fernbleibt.

Auch daran zweifelt niemand mehr. Ungezählt sind die Vorschläge, durch die man eine größere Wirksamkeit der Kirche im Volke hervorzurufen sucht. Bessere Erziehung der Jugend! sorgfältigere Vorbildung der Geistlichen! neue dogmatische Formulirungen! mehr Freiheit! mehr Macht! mehr Mittel! mehr Achtung seitens des Staates! so tönt es heute von allen Seiten. Aber alle diese Wünsche berühren das Uebel nicht an der Wurzel. Besonders nachdrücklich wird heute die Forderung erhoben: „Mehr kirchliche Gebäude!" So bestechend gerade diese Forderung sein mag, Soden weist nach, daß man auch hier Ursache und Wirkung verwechselt, und daß die Erfüllung so lange unmöglich bleibt, so lange nicht ein energisches Gemeinschaftsbewußtsein vorhanden ist. Dies zu wecken, Gemeinden zu gründen, das ist es, was die Gegenwart fordert.

Mit leuchtenden Farben zeichnet Soden das Bild einer solchen Gemeinde. Und doch ist es kein Idealbild; überall hält sich der Verfasser auf dem Boden der Wirklichkeit. Er spricht aus Erfahrung. Hat er doch jahrelang in einer solchen Gemeinde gewirkt. Daß es solche Gemeinden in den Großstädten, besonders in Berlin, nicht giebt, das ist der eigentliche Krebsschade unsrer kirchlichen Verhältnisse.

---

*) Vgl. z. B. Johann Jakob Schütz, Christl. Welt 1889, S. 852.

**) Die beiden Magdeburger Generalsuperintendenten haben inzwischen einen „Hirtenbrief", der preußische Kultusminister eine Anweisung an die ihm unterstellten Konsistorien erlassen. D H

***) Berlin, Georg Nauk; 60 S.

Geradezu ergreifend ist das Bild, das Soden von den Berliner Gemeindeverhältnissen zeichnet. Nicht nur politische Parteien, auch Hebammen und Sargtischler, die niedrigsten Beweggründe haben Einfluß auf die Beziehungen zwischen Geistlichen und Laien gewonnen. Die kirchliche Freizügigkeit hat es dazu gebracht, daß manche Geistliche in kolossaler Weise überlastet sind, während andre kaum wissen, wie sie sich zu thun schaffen sollen. Konkurrenzneid unter den Pastoren derselben Gemeinde und eine ungeheuerliche Mechanisirung sind die Folgen. Es ist schwer, über diesen Teil der Sodenschen Schrift zu berichten, ohne der zornigen Betrübnis über solche Uebelstände Ausdruck zu geben. Niemand wird sich dem Eindruck entziehen können, daß hier Zustände dargelegt werden, die der evangelischen Kirche zur Unehre gereichen.

Aber warum ändert man hier nichts? Weil man sich durchaus nicht entschließen kann, den Begriff der „Personalgemeinde" aufzugeben. Die Rücksicht auf einen kleinen Prozentsatz der obern Zehntausend, der das Bedürfnis hat, nach persönlichen Empfindungen seinen Prediger zu wählen, ist maßgebend. Aber Soden zeigt überzeugend, daß dies Bedürfnis, soweit es berechtigt ist, auch auf anderm Wege befriedigt werden kann, ohne daß überhaupt auf die Bildung fester Lokalgemeinden verzichtet zu werden braucht. Solche Lokalgemeinden zu schaffen mit höchstens 15000 Seelen, aber nur einem Geistlichen — das ist die nächste Aufgabe der evangelischen Kirche.

Diese Aufgabe ist durchführbar, rechtlich und finanziell. Die erforderliche Mehrausgabe ist nur gering: 2 vom Hundert der Kirchensteuer. Dies gerade ist es, was den Sodenschen Plan so besonders beachtenswert macht: er malt uns kein Utopien vor Augen, sondern steht mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit und Möglichkeit. Freilich, auf glänzende Kirchenbauten wird man verzichten müssen; jede Gemeinde aber soll ihr „Heim" haben, in dem der Saal zum Gottesdienst, Predigerwohnung und Hilfsräume vereint sind, mehrere Gemeinden zusammen eine Kirche zu größern Feiern und Amtshandlungen und den Friedhof.

Ein Bedenken, das gegen Sodens Plan geltend gemacht ist, weist er schließlich noch selbst zurück: den Zweifel, ob genügende Teilnahme in den zur Gemeindebildung nötigen Laienkreisen vorhanden ist. Soden nennt diesen Einwand einen Einwand des Kleinglaubens, der in der evangelischen Kirche kein Recht hat.

Durch Sodens Schrift zieht sich das Bewußtsein, daß wir an der Schwelle einer neuen Entwicklung auch unsrer kirchlichen Verhältnisse stehen. Aus dem Geiste der Hoffnung heraus ist sie geschrieben mit einer auch träge Herzen entzündenden Wärme. Wir reichen ihm freudig die Hand mit dem Osterspruch: Hoffnung läßt nicht zu schanden werden!*) E F

Unzucht und Trunksucht

Zwei Laster vornehmlich zernagen die Lebenswurzeln unsers Volkes, beide seit Jahrhunderten geduldet und gepflegt, beide von der öffentlichen Meinung in ihrer Bedeutung unterschätzt, in den Gesprächen der „Feinen" und „Gebildeten" stets möglichst mit Stillschweigen übergangen, von polizeilichen Maßregeln nur halb oder gar nicht getroffen und vom Gesetze nur bestraft, wenn sie mit Vergehen oder Verbrechen verknüpft sind, die auch sonst strafbar sein würden: daß der außereheliche Geschlechtsumgang und die Berauschung an und für sich ein Unrecht sind, leuchtet sicher den wenigsten Deutschen ein und hat auch die Gesetzgebung bisher nicht angenommen.

*) Vorstehende warme, nur berichtende Empfehlung abzudrucken, trug ich einen Augenblick Bedenken, nicht obwohl, sondern weil der Verfasser der empfohlenen Schrift unser Mitarbeiter ist. Nachdem ich aber inzwischen die Schrift selbst gelesen habe, kann ich ihn nur dazu beglückwünschen und ihre Lesung und Beherzigung nur auch meinerseits unsern Lesern warm ans Herz legen. Sie enthält mehr, als ein Bericht deutlich machen kann. Ich hebe beispielsweise folgenden klassischen Satz heraus: „Was ist die Sozialdemokratie für viele ihrer unschuldigen Anhänger andres, als eine enge Verbrüderung mit dem ausgebildetsten Gemeindebewußtsein auf Grund einer gemeinsamen Religion in Verbindung mit der praktischen gegenseitigen Hilfeleistung?" D H

Unzucht und Trunksucht sind Laster, denen ihre Strafe in Gestalt körperlicher Leiden sofort auf dem Fuße folgt, die in vielen Fällen dem lasterhaften Menschen sogar direkt vom Gesichte abzulesen sind. Bei beiden sind die Krankheitsformen sehr mannichfaltig. Es giebt fast keine Organerkrankung, die nicht syphilitischer Natur oder durch übermäßigen Alkoholgenuß hervorgerufen sein könnte. Lungen, Herz, Leber, Milz, Verdauungsapparat, Haut, Augen, Gehirn, Rückenmark werden dadurch angegriffen, in vielen Fällen selbst psychische Störungen herbeigeführt. Sowohl der Unzüchtige als der Trunksüchtige versündigt sich aber nicht nur am Tempel des eignen Leibes, sondern auch an seiner Nachkommenschaft, und dies ist vielleicht die furchtbarste Seite dieser Laster. Doch aber heißt es ganz allgemein: „Die natürlichen Triebe müssen befriedigt werden. Wozu sind die Organe da, wenn man sie nicht gebraucht, und der Durst, wenn man ihn nicht stillt? Das gehört zur menschlichen Natur, ja zur Gesundheit." So spielt man mit der Selbst- und Volksvergiftung und redet sich zur Selbstbeschönigung immer wieder das alte Märchen vor, wer in Bezug auf Geschlechts- oder Alkoholgenuß ganz enthaltsam lebe, müsse krank werden. Die völlig gesunden Temperenzler, die Insassen der Arbeiterkolonien und die Diakonissen sind bekanntlich der fortwährend geführte Thatbeweis gegen diese landläufige Meinung. Eine absolute Notwendigkeit für das physische Leben des Menschen ist weder der Genuß der berauschenden Getränke noch der Geschlechtsumgang. Man kann ohne beides auskommen und man soll auf beides jedenfalls verzichten, wenn man fühlt, daß es zum sittlichen Fallstrick wird.

Bekannt ist auch, wie sehr Trunksucht und Unzucht das Familienleben zu Grunde richten, in die Ehen Unzufriedenheit und Streit tragen, Vergehen und Verbrechen aller Art hervorrufen, das Ehrgefühl töten, mit dem sittlichen zugleich das religiöse Leben vernichten und dem Volke größere Summen kosten als alle Steuern zusammen. Wenn in Berlin sechzigtausend Dirnen sind, an die und durch die von den Männern jährlich sechzig Millionen Mark vergeudet werden, so fragt es sich: Wer hat von dieser Riesenausgabe wirklichen Nutzen? Wenn 1886 ungefähr elf Liter Schnaps auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland verbraucht wurden und dadurch dem Volke eine Ausgabe von 496 Millionen Mark erwuchs, so muß sich doch jeder Nachdenkende sagen, daß dies eine unsinnige Verschwendung ist; denn einen wirklichen Nutzen hat der Trinker vom Schnaps nicht, der weder stärkt noch nährt, sondern nur reizt. Dazu kommen aber noch die vielen Millionen Mark, die der Schnaps allein — vom Bier und Wein gar nicht zu reden — jährlich durch die von ihm verursachte Füllung der Armen-, Korrektions-, Kranken-, Irren- und Zuchthäuser kostet. Dazu kommt endlich noch, daß ein Drittel der Selbstmorde, drei Viertel der Verwahrlosung von Kindern, ein Drittel des geistigen Siechtums, ein Drittel der Schiffbrüche und Unfälle der Trunkfälligkeit zur Last fallen.

Wenn man in Bezug auf Unzucht und Trunksucht die Schuldfrage aufwirft, so findet sich, daß in beiden Fällen der eigentlich schuldige Teil es versteht, die Last von sich auf andre abzuwälzen. „An der Verbreitung der geheimen Krankheiten sind die Dirnen schuld. Sie müssen noch viel strenger beaufsichtigt und bestraft werden, wenn sie sich der Kontrole entziehen!" so hört man oft sagen. Aber von selbst werden doch ehrbare Mädchen nicht zu Dirnen? Wer mißbraucht denn das weibliche Geschlecht anders als die zuchtlosen Männer? Diese aber gehen vor dem Strafrichter und in der öffentlichen Meinung leer aus. Auf den von ihnen verführten und dann verlassenen und dem Untergange preisgegebenen Mädchen ruht allein Schande und Makel. Ist das Gerechtigkeit? Und nicht viel anders ist es mit der Trunkfälligkeit. Wenn der riesengroße Branntweinstrom nicht in tausend breiten Kanälen und zehntausend kleinen Bächen ins Volk hineinflösse, so füllte er auch nicht die Flasche und das Glas des Arbeiters. Ist der Alkohol an jeder Straßenecke zu den billigsten Preisen zu haben, so wird er auch getrunken, und so lange dem gemeinen Manne nicht überall ein billiges und angenehmes Ersatzgetränk angeboten wird, kann man sich wirklich nicht wundern, daß er

Schnaps trinkt. Verstopft die Branntweinquelle, dann hören die Folgen von selbst auf, und bestraft die Männer, welche die Träger der geschlechtlichen Krankheiten sind und sie weiter verbreiten, dann werden unbescholtene Mädchen nicht so leicht zu zuchtlosen Dirnen herabsinken. Man muß ab ovo beginnen. Ist der Geier aus dem Ei erst einmal entschlüpft, so ist es unmöglich, ihn wieder einzufangen und sein Raubgeschäft zu verhindern.

Von dieser Auffassung ist der christliche Staat allerdings noch weit entfernt. Die Unzucht wird privilegirt, konzessionirt und mit polizeilicher Schutzmarke versehen. Aus der Branntweinbrennerei aber zieht der Staat selbst sehr bedeutende Einnahmen und wird sie deshalb immer als nützliches landwirtschaftliches Nebengewerbe hoch zu schätzen geneigt sein. Wie kann sich unter solchen Umständen die Volksmeinung über Unzucht und Trunksucht anders gestalten, als sie sich bisher ausgebildet hat?

„Aber, lieber Eiferer, so höre ich sagen, du verlangst ideale Zustände, und die giebt es nicht hier unter dem wechselnden Mond. Prostitution und Branntweinbrennerei haben allerdings manche Nachteile. Aber sie sind bei uns ein notwendiges Uebel. Die erstere ist unentbehrlich, sonst bricht das Laster in die anständigen Familien ein, und die letztere kann nicht entbehrt werden, denn es giebt leider keine vorteilhaftere Anwendung der Kartoffeln." Daß doch diese Sophismen von dem notwendigen Uebel immer wieder die Gewissen einschläfern! Ein Uebel ist niemals notwendig, außer wenn Gott es als Sündenstrafe verhängt. Und was ist das für eine fadenscheinige und herzlose Moral, wenn man sagt: „Wir müssen wohl oder übel zugeben, daß einige Töchter der niedern Volksklassen geopfert werden, damit die Töchter der höhern Volksklassen sicher seien," oder: „Daß jährlich mehrere Tausend Männer aus dem Arbeiterstande sich zu Tode saufen, ist beklagenswert; aber der Schnapskonsum darf unmöglich wesentlich zurückgehen, sonst lohnt der Kartoffelbau der großen Güter nicht mehr." Und dabei entrüstet man sich noch tugendlich über den jüdischen Güterschlächter, der die Notlage der Bauern ausbeutet, oder über den englischen Opiumhändler, der sein Gift den Chinesen aufdrängt!

Hier muß offenbar Wandel geschaffen werden, wenn unser Volk nicht unermeßlichen Schaden an seiner physischen und ethischen Gesundheit leiden soll. Unzucht und Trunksucht ruiniren die Völker. Das lehrt die Geschichte mit elementarer Gewalt. Und wer es noch nicht gelernt hat, dem muß es klar gemacht werden, denn nur aus gründlicher Einsicht in die vorhandenen Notstände und Gefahren kann der Entschluß zu Abhilfeversuchen entstehen.

Unzucht und Trunksucht werden in Nordamerika schon als gleichartige Quellen des Volksverderbens von der staatlichen Gesetzgebung behandelt. In allen siebenunddreißig Staaten der Union geht der theoretische Rechtssatz dahin: „Wie aus dem Laster der Unkeuschheit die verderbliche Krankheit der Syphilis stammt, so geht aus dem Laster der Unmäßigkeit die Trunksucht hervor. Gegen beide muß der Staat nach dem Rechtssatze einschreiten: salus populi suprema lex." Daher hat der oberste Staatsgerichtshof z. B. in Newyork schon seit fünfzig Jahren das Recht, offenbare Gewohnheitstrinker wie Verschwender und Geisteskranke zu entmündigen und zur Heilung in Trinkerasyle unterbringen zu lassen, weil der Säufer gegen sich selbst und die Gesellschaft, namentlich die eigne Familie, gegen ihn geschützt werden muß. Wenn das Land der größten persönlichen Freiheit diesen Zwang um des Volkswohles willen ertragen kann, weshalb lassen wir bei uns im Lande der Autorität dem Lüstling und Trunkenbold, ohne staatlicherseits einzugreifen, so lange seinem unsinnigen Laster fröhnen, bis er sich und die Familie an den Bettelstab gebracht hat und zu seinem und der Seinigen Unterhalte „durch Vermittlung der Behörde fremde Hilfe in Anspruch genommen werden muß" (§ 361, Absatz 5 des deutschen Strafgesetzbuches)? Es ist sehr zu wünschen, daß in den Adern der Gesetzgebung das Blut christlicher Lebensanschauung wärmer als bisher pulsirt. Fürst Bismarck sagte am neunten Januar 1882 im Reichstage mit Recht: „Ich sehe nicht ein, mit welchem Rechte wir für unsre gesamten Privathandlungen die Gebote des Christentums lebendig oder fossil anerkennen, und sie grade bei der Teilnahme an der Gesetzgebung in den Hintergrund schieben wollen?" Die Gebote des Christentums verwerfen aber die Trunksucht und Unzucht so unzweideutig als möglich.

Durch Wort und Schrift arbeiten an der Aufklärung des Volkes über die Gefahren der Unzucht und Trunksucht jetzt vornehmlich die „Vereine zur Bekämpfung der öffentlichen Sittenlosigkeit" in Berlin, Dresden, Breslau u. s. w. und der „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke." Wer über die erstern Auskunft haben will, bestelle das „Korrespondenzblatt zur Bekämpfung der öffentlichen Sittenlosigkeit" (Verlag K. J. Müller, Berlin, Mohrenstraße 27; Preis jährlich 1 Mark). Wer Näheres über die gegenwärtige Mäßigkeitsbewegung wissen will, halte die „Mitteilungen zur Bekämpfung der Trunksucht," herausgegeben von Dr. Böhmert und Dr. Bode in Dresden (Verlag von Duncker und Humblot in Leipzig; Preis jährlich 1,50 Mark) oder die „Monatlichen Mitteilungen des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke." (Herausgeber: Aug. Lammers in Bremen, Vereinsbeitrag jährlich 2 Mark.)

Der Präsident der Vereinigten Staaten James A. Garfield hat das wahre Wort gesprochen: „Ungelöste Fragen haben kein Erbarmen mit dem Frieden der Nationen." Auch das Gewissen unsers Volks wird nicht zur Ruhe kommen, bis die Unzuchts- und Trunksuchtsfrage gelöst ist. Martius

---

Schwester Dora

Ein englisches Diakonissenleben

6

Um diese Zeit, da sie auf dem Höhepunkte ihrer Wirksamkeit stand, machte sie die Bekanntschaft eines Mannes, der sie nicht nur bewunderte, wie das jeder that, sondern von dem sie sich im Kern ihres Wesens völlig verstanden und begriffen fühlte, der mit Entzücken die Aeußerungen ihres reichen Geistes aufnahm, vor dem sie ihre ganze Originalität aufthun konnte, ohne mißverstanden zu werden, und an seinem überlegenen Verstand und Urteil den Halt fand, nach dem sie sich zeitlebens gesehnt hatte. Sie gab sich völlig diesem Eindruck hin, obwohl sie vom ersten Tage an wußte, daß er ihre christliche Ueberzeugung nicht teile. Ihre Leidenschaft ließ sie auch hierin kein Hindernis sehen, und sie verlobte sich mit ihm.

Da näherte sich ihr ein Freund, der ihr schon einmal früher in ihren religiösen Zweifeln zu Hilfe gekommen war. Er stellte ihr vor, daß ihr aus dieser Verbindung kein Heil erwachsen könne. Entweder sie büße in der Ehe ihren Glauben ein, oder sie werde unglücklich darüber, daß er ihn nicht teile. Nach schwerem Kampfe folgte sie dem Freunde und löste das Verhältnis. Doch warf die innere Erregung sie auf ein Krankenlager, von dem sie aber nach Monatsfrist wie zu neuem Leben geboren erstand.

Wir erfahren nichts weiter über die Persönlichkeit des Mannes, den sie geliebt hat. So ist es unmöglich, diese Episode richtig zu beurteilen, in der die Verfasserin ein Abweichen der Heldin von dem hohen Lebensziele, das sie sich gesteckt hatte, erblickt. Wir empfinden anders; scheint sie uns doch dadurch menschlich näher zu treten. Ja man freut sich, daß diese reiche Natur den Frühling bewußter Liebe und Gegenliebe erleben durfte, wenn auch kein Sommer voller Entfaltung folgte.

Aber daß sie ihrem Diakonissenberufe erhalten blieb, war in diesem Falle gewiß ein Glück. Sicher hätte sie sich auch unter andern Verhältnissen tüchtig entwickelt, wäre, wo sie liebte, eine ausgezeichnete, wiewohl nicht leicht zu behandelnde Frau, eine herrliche Mutter geworden. That sie doch kurz vor ihrem Tode noch den Ausspruch, der zu denken giebt: „Ich hätte heiraten sollen. Das Weib soll mit dem Manne leben und ihm unterthan sein." Also auch in ihrem ausgefüllten Leben noch ein Sehnen nach der natürlichen Bestimmung. Doch wohl mehr als vorübergehende Stimmung, die sie selber täuschte; denn wie

hätte sie ihr Leben als ein verfehltes empfinden können? Rafael, sagt man, wäre in einer andern Zeit, in einem andern Lande vielleicht ein berühmter Politiker geworden. Ich glaube dagegen, daß Goethe Recht behält, wenn er sagt, daß in jedem Talent die nur ihm eigentümlichen Kräfte zu seiner Ausbildung und Bethätigung liegen. Und wenn es das höchste menschliche Glück ist, die jedem gewordenen, ihm eigentümlichen Fähigkeiten auszubilden, auszuüben und sich darin auszuleben, so ist Schwester Dora dies in ihrem Berufe so voll und ganz zu teil geworden, wie schwerlich in einer andern Lebensstellung.

7

Das Buch verbreitet sich nun in anziehender Weise über Einzelheiten aus ihrem Verkehr mit dem Volke. Es schildert einige ihrer Freunde und giebt Einblick in die sozialen Verhältnisse der Stadt. Der Leser folgt mit zunehmender Bewunderung den stetig wachsenden Leistungen dieser unermüdlichen Natur.

Wir heben nur noch eine Episode heraus. Im Jahre 1875 brach eine Pockenepidemie in der Stadt aus; der Magistrat beschloß ein Pockenhospital zu eröffnen, um dem Umsichgreifen der Seuche Einhalt zu thun. Aber kein Kranker wollte kommen. Da wandte er sich an Schwester Dora, in der Voraussicht, daß ihr Name allein die Leute veranlassen würde, ihre Scheu abzulegen. Es war das erstemal, daß sie mit Zagen an eine neue Aufgabe herantrat. Sie war überzeugt, selbst angesteckt zu werden. Vor dem Tode fürchtete sie sich indessen weniger, als vor der völligen Abgeschlossenheit mit den Kranken; ja sie wäre gerne gestorben; aber der Gedanke, durch die Pockennarben entstellt zu werden, machte ihr grauen. Ihre eignen Kranken zu verlassen, wurde ihr auch unendlich schwer. Dennoch folgte sie der Bitte des Magistrats. Aber — und dies ist wohl ihre größte Schwäche — sie konnte es nicht über sich gewinnen, eine Stellvertreterin zu ernennen. Sie überließ, ohne weitere Anordnungen, ihre Gehilfinnen ihrem eignen Ermessen. Sie wollte entbehrt werden und hatte durchaus nicht den Wunsch, daß es ohne ihre Leitung ebenso gut gehen möge: an sich ja menschlich und verzeihlich, doch fast unvereinbar mit dem hohen Liede ihres sonstigen Lebens und Strebens, eine Eigentümlichkeit, die sich fast nur bei Menschen findet, die sich selbst so völlig hingeben, ja verlieren an eine andre Person oder an ein Werk, das sie treiben.

Das Pockenhospital erregte durch seine praktische Einrichtung sogleich ihr Interesse, und kaum dort, wurden ihr die Kranken zugebracht. Zur Hilfe hatte sie nur zwei alte Frauen aus dem Arbeitshause, Trinkerinnen, die oft ganze Nächte ausblieben, und einen Pförtner, der demselben Laster frönte. So muß sie eines Nachts ihre Kranken allein lassen und selbst nach einem Priester eilen, nach dem ein sterbender Katholik verlangt. „Es riecht förmlich nach Pocken,“ konnte sie schon den Tag nach ihrer Ankunft schreiben. Ein Brief an die Kranken ihres Hospitals ist zu bezeichnend für ihre Art und Weise, als daß wir ihn hier nicht mitteilen sollten. Sie schreibt:

Meine lieben Kinder!

Was sagt ihr denn dazu, daß eure Mutter von euch weggelaufen ist? Ich wagte es euch vorher nicht zu sagen, und traute mir nicht, euch Lebewohl zu sagen — es war zu viel für mich. Ihr wißt ja, wie sehr ich euch alle lieb habe, und um dieser Liebe willen habe ich euch verlassen. Die Pocken breiten sich in der Stadt aus und könnten eure Frauen und Angehörigen befallen; die Kranken wollten nicht in dies Hospital gebracht werden, ehe sie gehört hatten, daß ich sie pflegen werde: da waren sie alle bereit. Keiner ist hier, der mich nicht kennt. Ein Junge will fortwährend etwas, nur damit ich um ihn bleibe. Sagt meinem irischen Freunde in der Ecke, daß hier eine Landsmännin von ihm die Qual meines Lebens ausmache. Sie giebt solche Berichte von Pockenfällen, daß sich einem das Haar sträubt — wie eine Katze die Ansteckung aus einer Stube in die andre trägt. Sagt John Dawson, daß die Schwester ihm morgen Nachmittag ein Stück Papier geben und er mir einen Brief schreiben soll mit Nachricht über jedes meiner Kinder, und darin soll er sagen, was sein Fuß macht. Grüßt mir den Isaak; er soll den „Düstern“ nicht zu oft allein lassen. Der „Immerbleibende“ soll nicht herumtanzen. Der „zarte Mann“ soll mir sagen lassen, wie er schläft und ob er mich nicht vermißt beim Verbinden des Beins und Nachihmsehen. Sagt meinem Irländer, daß mir sein Segen fehle — dem Mann neben der Thür. Herr Baker ist hoffentlich aufmerksam bei seinen Obliegenheiten und hat keine rosa Tassen mehr zerbrochen. Ich hoffe, das „Bein“ kommt großartig vorwärts und bleibt nicht zu lange auf, „König Karl“ bürstet sich sorgfältig die Haare, „Kopf“

ist besser, der „Gebrannte“ vermißt mich, „Hand“ ist besser, „Daumen“ fühlt sich wohler, Michael so zufrieden wie immer. Was soll ich meinem geliebten Samuel sagen? Ich wünschte, ich hätte meinen Jungen hier. Ich schicke ihm zwanzig Küsse und hoffe, er war heute in der Kirche und zur rechten Zeit fertig. Er muß nicht die ganze Zeit über maulen, die ich fort bin. Ich habe hier zwei gesegnete Babies, die abwechselnd Tag und Nacht Musik machen, meiner Irländerin Mundwerk bildet die Begleitung dazu; so habe ich keine Langeweile. — Habt ihr heut gesungen? Ihr müßt vor allem „Sicher in Jesu Armen“ singen und meiner dabei gedenken. Lebend oder tot, sein bin ich. Ach meine Kinder, ihr liebt mich alle um das Bißchen willen, das ich für euch thue; aber ach! wenn ihr nur daran dächtet, was Jesus gethan hat und für euch thut, so würden eure Herzen bald erfüllt sein von Liebe zu ihm, und ihr würdet ihn alle zu euerm Herrn erwählen. Lest, versenkt euch in sein Leben; betrachtet den Weg, den er ging, und folgt ihm nach. Ich weiß, ihr möchtet alle gern in den Himmel kommen. Aber der bloße Wunsch bringt euch nicht hinein. Ihr müßt euch jetzt, in diesem Leben entscheiden. . . . . Gott hat euch lieb. Ich weiß es, weil er euch hat verletzt werden und ins Hospital bringen lassen. „Wen ich lieb habe, den strafe und züchtige ich.“ Denkt darüber nach, meine Kinder. Eure Mutter denkt euer und betet für euch. Und wenn es Gott gefiele, daß ihr sie nicht wieder säht, wollt ihr euch da nicht entschließen, den schmalen Weg zu wandeln, so, daß wir uns alle droben auf den grünen Auen wiederfinden? . . .

Schwester Dora hatte jetzt Tag und Nacht keine Ruhe. Sie mußte selbst kochen, die Kranken und Toten waschen; manche der Kranken wurden tobsüchtig, und in ihren Phantasien konnte sie kräftige Männer kaum mit Aufbietung all ihrer Kräfte bändigen. Sie sah niemanden als den Arzt und einige ihrer früheren Pfleglinge, Eisenbahnarbeiter, die sich nicht vor Ansteckung fürchteten und ihr wohl Blumen brachten. Sie selbst verlor so völlig alle Scheu vor der Krankheit, daß sie manchem Kranken, wenn er in dem bei dieser Seuche häufigen Scheintode lag, so lange ihren eignen Atem in den Mund blies, bis er wieder zu leben begann. Keinen Toten ließ sie hinaustragen, ohne ihn mit Blumen zu schmücken. Wohl in der Absicht, durch den täglichen Umgang mit Sterben und Tod ihr Gefühl nicht abstumpfen zu lassen.

Erst im August konnte das Spital geschlossen werden.

C B

Von der Heidenmission

(Deutsche Missionen in englischen Kolonialgebieten) Ein süddeutsches Blatt berichtete in einer seiner letzten Nummern über die Absicht der deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, ihren Landbesitz im Namalande und ihre Bergwerksrechte im Hererolande an eine englische Gesellschaft zu veräußern, und über die Nichtgenehmigung des hierüber abzuschließenden Vertrages durch den Reichskanzler. Der betreffende Zeitungsartikel enthielt unter andern folgende sonderbare Sätze: „In dem aufzugebenden Bergwerksbezirke liegt die Hälfte sämtlicher deutschen Missionsstationen; wie also dort der wirtschaftliche Hauptwert des deutschen Interessengebietes zu suchen ist, so ruht auch der Schwerpunkt der deutschen Missionsthätigkeit in demselben. Käme englischer Einfluß in diesem Gebiete zur Herrschaft, so würden auch die dort seit mehreren Jahrzehnten bestehenden rheinischen Missionen bald von englischen Religionsgenossenschaften verdrängt werden. Das gleiche Schicksal würde dann auch sehr bald die Missionen im übrigen deutschen Interessengebiet betreffen.“

Es ist nun gewiß sehr erfreulich, daß unsre politischen Tagesblätter mehr und mehr daran gehen, die Mission zu beachten und ihre Bedeutung zu erkennen. Aber bedauerlich ist, daß diejenigen, die in solche Blätter über Mission schreiben, oft so gar wenig Kenntnisse über das Missionswesen besitzen. Oder ist es nicht als Zeichen einer zum mindesten höchst oberflächlichen Missionskenntnis zu betrachten, was die soeben angeführten Sätze über die der rheinischen Mission in Südwestafrika drohende Gefahr sagen? Besteht denn nicht längst eine ganze Reihe von blühenden deutschen Missionen ungestört, ja sogar wohl beschützt und freundlich begünstigt in englischen Herrschaftsgebieten, wie an der Goldküste, in Ostindien und Südafrika? Hat denn England irgendwo und irgendwann den Grundsatz ausgesprochen oder nach dem Grundsatze gehandelt, daß in englischen Gebieten nur englische Missionen bestehen dürften? Die Franzosen allerdings betrachten die Mission als eine nationale, politische Angelegenheit, wie die Verhältnisse in Tahiti, Gabun, Neukaledonien beweisen; und leider müssen wir sagen, daß auch in Deutschland unter den für unsre Kolonien sich interessirenden Kreisen ähnliche verkehrte, unevangelische Anschauungen und Grundsätze nicht ganz selten ausgesprochen werden. Die Befürchtung aber des süddeutschen Blattes hinsichtlich der rheinischen Mission in Südwestafrika war sicher grundlos. F-E

(Was lehren uns die Erfahrungen) welche andre Völker bei Kolonisationsversuchen in Afrika gemacht haben? Von Missionssuperintendent A. Merensky. Berlin, Matthies, 1890; 59 S.; 60 Pf.

Merensky bespricht im ersten Abschnitt die Kolonisationsversuche andrer Völker in Afrika (Portugiesen, Franzosen, Buren, Engländer) und

zeigt im zweiten Abschnitt, was wir aus ihren Versuchen lernen können. Das Ganze ist im Sinne wohlthuender Nüchternheit geschrieben. Gewinn von unsern Kolonien ist zunächst nicht zu erwarten; der eben erst gepflanzte Baum muß Wurzel fassen, ehe er Früchte tragen kann. Und Früchte tragen wird er desto mehr und desto früher, je mehr wir geneigt sind, von andern, insbesondre von den Buren und von den Engländern, zu lernen; je weniger wir uns beeinflussen lassen von dem übermütigen Gerede, das im Anfang unsrer kolonialpolitischen Aera da und dort zu hören war, als ob wir Deutsche die Gabe der Kolonisation schon von Haus aus mitbrächten und mit leichter Mühe alle andern Völker, insbesondre die Engländer, in Schatten stellen würden. Von den im Grunde mißlungenen Kolonialversuchen der Franzosen in Afrika haben wir hauptsächlich das zu lernen, daß mit engherziger Büreaukratie nichts zu machen und daß straffer Militarismus der Tod jeder kolonialen Entwicklung ist. Davon wird schließlich der Wert unsrer Kolonien in Afrika abhängen, ob es uns gelingt, die Eingebornen zu ordentlichen, ruhigen, fleißigen Unterthanen zu erziehen. Das Schriftchen liefert — eben durch die Herabstimmung aller großen Hoffnungen auf baldigen materiellen Gewinn aus unsern Kolonien — neuen Stoff zu dem Nachweise, daß nur die christliche Liebe, nicht nationale, kolonialpolitische Begeisterung imstande sein wird, die afrikanische Frage und Aufgabe recht anzufassen und recht zu lösen, die Liebe, die in erster Linie nicht fragt: Was können wir holen? sondern: Was können und sollen wir bringen? F-E

(Das berüchtigte Verbot der lutherischen Mission in Rußland) ist nach einer Mitteilung des Missionsmagazins (1890, S. 128) in der Hauptsache wieder aufgehoben worden. Nachdem das Verbot die evangelisch-lutherischen Christen in Rußland nur zu eifrigerem Geben für die Mission angeregt hatte, hat der Minister des Innern es dahin eingeschränkt, daß nur Missionsfeste unter freiem Himmel untersagt sein sollen. Darauf wird man ja gern und ohne wesentlichen Schaden für die Sache verzichten können. F-E

Gustav-Adolf-Verein und Diaspora

(Der badische Gustav-Adolf-Verein und die badische Diaspora) Bereits früher ist in diesen Blättern über Baden mehrfach des Nähern berichtet worden. Die Verhandlungen der Jahresversammlungen des badischen Hauptvereins wie dessen fliegende Blätter geben dazu allemal ein gutes Material: auch der Bericht über die Versammlung zu Gernsbach am 23. und 24. Juni 1889 ist in dieser Beziehung sehr wertvoll, lehrreich und zur Nachahmung mustergiltig. In fast ununterbrochner Steigerung sind seit 1879 die Leistungen des badischen Hauptvereins von 22730 Mk. auf 37333 Mk. gestiegen, nicht am wenigsten dank der Thätigkeit der Frauenvereine, auch einer Pfennigkollekte. Aber ...! Die Absicht des Vorstandes, für den Verein Körperschaftsrechte zu erwerben, hatte dazu geführt, durch das ganze Land Mitgliederverzeichnisse zu erheben. „Nur zwei Zweigvereine und 23 einzelne Geistliche konnten sich zu dieser Mühwaltung nicht aufschwingen.“ Nach jenen Listen zählt der Verein 37794 Mitglieder, d. i. 6,68 Prozent der Seelenzahl der badischen evangelischen Landeskirche. Oder bleiben die — nach der Volkszählung von 1885 — 34,9 Prozent der Bevölkerung unter 15 Jahren außer Rechnung, so sind es 10,27 Prozent der Mitglieder der Kirche über 15 Jahre, die sich am Vereinswerke beteiligen. Verteilt man die Mitgliederbeiträge auf diese Kopfzahl, so erhält man 9,18 Pfge.; auf die Gesamtseelenzahl beträgt der Durchschnitt 5,97 Pfge. Das heißt also doch leider: nur etwa der zehnte Teil der erwachsnen Protestanten Badens beteiligt sich am Vereinswerke und dieser nun gar mit noch nicht 10 Pfennigen auf den Kopf. Es wird weiter berechnet, nach welcher Prozentzahl sich die einzelnen Zweigvereine beteiligen. Diese statistischen Feststellungen und Berechnungen zeugen von dem Ernste, mit dem die Gustav-Adolf-Sache hier betrieben wird, und eben dieser Ernst ist es, was uns vorbildlich scheint. Denn es handelt sich hier nicht bloß um dilettantische Liebhabereien. Einzelne Orte haben schöne Gaben von und für Konfirmanden aufgebracht. Mit Recht hat beim württembergischen Jahresfest der verewigte Lauxmann gesagt: „Die Gaben aus Konfirmandenkreisen wollen ja natürlich mit zartem Sinn angefaßt sein. Wer hier unbesehen auf große Ergebnisse lossteuerte, würde vielleicht mehr verderben als nützen. Wenn aber überhaupt der Konfirmandenunterricht ins kirchliche Leben einführen soll, wenn auch unser Gustav-Adolf-Verein neben der innern und äußern Mission hierin eine besondre Lebensäußerung darstellt, so ist es nicht eine erzwungene, sondern eine sehr natürliche Sache, daß man sich bereit erklärt, Gaben in Empfang zu nehmen.“ Dem badischen Bericht aber entnehmen wir noch das hübsche Wort: „Möge es den jungen Herzen ergehen, wie es einem alten, treubewährten Zweigvereinsvorstand ergeht, der im Gedanken, nach 27jähriger Vorstandschaft zurückzutreten, schrieb: Der Verein wächst einem aber ans Herz, und das Abschiednehmen ist leichter gedacht wie gethan.“ Mehrfach wird in diesem Bericht auch auf den pekuniären Vorteil hingewiesen, der aus dem Verkauf der in größerer Zahl besorgten Heftchen „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins“ (Barmen, Hugo Klein) erzielt werden kann, während der württembergische Bericht auf diese Heftchen hinwies als auf geeigneten Lesestoff: „Sie werden gern gelesen: hier ist etwas für unsre Frauenvereine. Dies nur für diejenigen zur Antwort, welche fragen: Woher nehmen wir Speise für diese Versammlungen?“

Die badische Diaspora umfaßt 61 Posten mit über 18000 Seelen. Der Bericht hebt heraus, was das letzte Jahrzehnt Neues geschaffen und gebracht hat. Vom Bodensee hebt er an. Markdorf erwarb einen Kirchbauplatz. Stockach und Waldshut weihten im Oktober 1884 ihre Kirchen und streben nun nach Pfarrhäusern; aber Waldshut

hat 4500 Mk. Schulden. Wehr hat seinen Bauplatz und muß nun bauen. Laufenburg hat seit August 1887 eine schöne Kirche — mit 12000 Mk. Schulden. Zell im Wiesenthal, die rasch aufgeblühte Gemeinde, weihte seine Kirche am 16. Dezember 1888. Für die große Schuld von 15000 Mk. bringt das Legat der Witwe Senn (etwa 7000 Mk.) wesentliche Erleichterung. Donaueschingen erwarb 1880 ein Pfarrhaus, auf dem noch 4500 Mk. Schulden ruhen. Neustadt feierte im Oktober 1887 glänzend seine Kirchweihe bei 7100 Mk. Schulden. Villingen hat seit 1886 mit Furtwangen einen eignen Geistlichen. Letztere Gemeinde steht leider vor der Kündigung ihres Gottesdienstlokals und wird wohl nur in der altkatholischen Kirche Unterkunft finden können. Waldkirch weihte seine Kirche im November 1887 schuldenfrei und hat den Bau des Pfarrhauses begonnen. Offenburg hat seine Kirchenschuld wenigstens so weit herabgebracht, daß zur Zeit ein Pfarrhausbau gewagt werden konnte. Am 29. Mai vorigen Jahres legte Gengenbach, von dem wir früher bereits geschrieben, den Grundstein zu seiner Kirche. Eine ungenannte Frau gewährte ein unverzinsliches Darlehen von 5500 Mark. Hausach, bisher nur Unterrichtsstation, hat sich zu einer Gottesdienstgemeinde konstituirt. Wolfach steht, der Not gehorchend, unmittelbar vor dem Kirchbau. In der großen Liebesgabe der Frauenvereine ist ihm eine kräftige Hilfe zu Teil geworden. Durmersheim ist so weit gefördert, daß die feste Besetzung der Stelle 1887 möglich war. Von Malsch kommt die Kunde, daß ein Gemeindeglied der Genossenschaft eine Kapelle erbaut und sie einstweilen zum Gebrauche überlassen habe, bis sie sie eigentümlich erwerben kann. Das steht freilich noch dahin. In Gaggenau-Rothenfels, dieser fast jüngsten Gemeinde, wird sich bald eine Kapelle erheben. Ettlingen hat im Juni 1880 seine Kirche geweiht, auf der allerdings 13000 Mk. Schulden lasten. Tauberbischofsheim hat seit Mai 1888 einen eignen Geistlichen mit Gerlachsheim-Lauda als Filial. Vom Gebiete dieser Gemeinde verblieb Königshofen mit etwa dreißig Evangelischen bei Unterschüpf, wodurch ein neuer Diasporaposten erwuchs. Neu gebracht hat das letzte Jahrzehnt die Gemeinden und Genossenschaften in Stühlingen im Waldshuter, Wehr und Murg im Säckinger Gebiet, Löffingen bei Neustadt, Zell, Schönau und Todtnau im Wiesenthale, Triberg, Hausach, Wolfach im obern Schwarzwald, Kenzingen, Endingen, Ettenheim und Achern in der Rheinebene, Gaggenau-Rothenfels im Murgthale, Kuppenheim und Malsch bei Rastatt, Waibstadt, Buchen, Freudenberg und Königshofen im Nordosten des Landes. Der neueste Posten ist Neuenburg bei Müllheim, wo dreiundsechzig Evangelische Gottesdienst und Unterricht begehren und von Müllheim aus auch empfangen. Hierfür ist einzutreten.

Also im verflossenen Jahrzehnt: sieben schmucke Kirchen und zwei Pfarrhäuser. Wie viel des Segens ist in verborgner Weise gestiftet worden in den vielen Gemeinden, an denen wir haben vorüber eilen müssen! Aber auch zweiundzwanzig Gemeinden, die im Laufe dieses Jahrzehnts in die Pflege des Vereins eingetreten sind — ohne daß eine der ältern hätte entlassen werden können! —

Dem Gegenstück des Gustav-Adolf-Vereins in der andern Kirche, dem Bonifatiusverein standen dagegen im Jahre 1888 für Baden nicht weniger als 61600 Mk. zur Verfügung (worunter 35000 Mk. Vermächtnisse). In seiner Pflege stehen nur einundzwanzig Gemeinden, sodaß es ihm möglich war, für eine Stadt des Landes allein mehr auszugeben, als dem badischen Gustav-Adolf-Verein für seine sechzig Gemeinden zusammen. Nimmt die letztere Kraft nicht wesentlich zu, so wird er, trotz seiner fünfundzwanzig Jahre Vorsprung, die er — wie der Jahresbericht des Bonifatiusvereins klagt — vor diesem voraus hat, bald von diesem überholt sein. Eine solche Aussicht sollte doch in der That den evangelischen Eifer verdoppeln, „damit nicht unsre Brüder draußen ob der Geldarmut unsrer Kirche und der Hilflosigkeit unsrer Diaspora verspottet werden, wie z. B. das Säckinger Volksblatt gar oft mit Vorliebe thut.“ (Pommerschen Frommen scheint es — dem dortigen Jahresbericht zufolge — vorbehalten geblieben, der Verbreitung der Gustav-Adolf-Vereinsthätigkeit das Wort entgegenzuhalten: in der Beschränkung zeigt sich der Meister! Und dabei sieht sich die Konsistorialbehörde genötigt, den Kreissynoden die von den gemischten Ehen her der evangelischen Kirche drohende Gefahr zur Erwägung vorzulegen! Die Teilnahme der evangelischen Bevölkerung Pommerns am Gustav-Adolf-Verein beträgt auf den Kopf etwas über 1 Pfennig.) H

(Oesterreichische Pfarr-Witwen und -Waisen) Es sei hier die Bitte wiederholt, dem Zentralvorstande der Gustav-Adolf-Stiftung auch Gaben zufließen zu lassen für jene notleidenden Pfarr-Witwen und -Waisen, die der Wohlthat des Jubiläumsfonds nicht teilhaftig werden können, weil ihre Ernährer vor dessen Stiftung aus dem Leben geschieden sind. Es ist dies eine Barmherzigkeitserweisung, deren Notwendigkeit dank jenem Jubelfonds naturgemäß mit der Zeit immer mehr abnehmen wird. Dagegen können wir nach gemachten Erfahrungen weniger empfehlen, einzelnen Bittstellern auf eigne Faust ohne genauere Prüfung der Verhältnisse Unterstützung zu gewähren. H

(Gijon in Spanien) Gijon in Asturien ist eine im Wachsen begriffene Hafenstadt mit einem Hafen nicht untergeordneten Ranges, wo jahraus jahrein viele deutsche, englische und französische Schiffe einlaufen, und wo die evangelische Gemeinde wohl ein kleines bescheidnes Häuschen besitzen sollte, um Gottesdienst und Schule zu halten und zugleich den Seeleuten ein Heim zu bieten, damit sie nicht darauf angewiesen sind, ihre freie Zeit in den Wirts- und noch schlechtern Häusern zu verbringen. Außer einer passenden Unterkunft zur Gemeindeversammlung, die der dortige Prediger Juan Emeterio Fuente bisher nur immer mit großer Mühe und ständigem Wechsel hat bekommen können — wie dies ja bei der Unduldsamkeit der Mehrzahl der Spanier leicht begreiflich ist —, fehlt aber auch ein eigner Friedhof, wo in würdiger Weise die Toten bestattet

werden können. Schon mehrmals sind dadurch sehr peinliche Vorfälle hervorgerufen worden; die für Selbstmörder und der römischen Kirche nicht angehörige Personen angewiesene Grabstätte ist in hohem Grade ärgniserregend; wiederholte Proteste, einer mit etwa 200 Unterschriften, die vom englischen Konsul, der sich selbst zur römischen Kirche bekennt, eingereicht wurden, haben nichts gefruchtet. Aufs äußerste empört haben die evangelischen Christen von Gijon den Entschluß gefaßt, auf eigne Kosten einen anständigen Friedhof herzustellen, bitten aber der Unzulänglichkeit ihrer Mittel wegen dazu um Beihilfe. H

Verschiednes

(Ein Advokat des Jesuitenordens) Zu den verbreitetsten Büchern in Deutschland gehören die „Geflügelten Worte" von Georg Büchmann. Und ganz mit Recht. Im vorigen Jahre ist die sechzehnte Auflage erschienen, nach des Verfassers Tode von Walter Robert-tornow fortgesetzt. Der Absatz von 80000 Exemplaren in einem Zeitraume von 25 Jahren (1864–1889) beweist die Brauchbarkeit des Buches mehr als jede Empfehlung. Und wer einmal seine Bekanntschaft gemacht hat, wird dem Verstorbenen dankbar sein, daß er ein so handliches Hilfsmittel gegen Gedächtnisschwäche geschaffen hat und auch über fernliegende Gegenstände so rasch und sicher orientirt.

Bei voller Anerkennung der Vorzüge dieses Buches muß man aber darauf aufmerksam machen, daß es in bedenklicher Weise die Moral der Jesuiten in Schutz nimmt. Wir lesen Seite 334: „Der Jesuitenpater Hermann Busenbaum (1600–68) schreibt in seiner Medulla theologiae moralis (Kern der Moraltheologie, 1650, lib. IV, cap. III, dub. VII, art. II, § 3): Cum finis est licitus, etiam media sunt licita: da der Zweck erlaubt ist, sind auch die Mittel erlaubt, und (lib. VI, tract. VI, cap. II, dub. II, art. I, § 8): Cui licitus est finis, etiam licent media: Wem der Zweck erlaubt ist, dem sind auch die Mittel erlaubt. An der ersten Stelle schließt er aber ausdrücklich verwerfliche Mittel aus und an der zweiten wird auch nur Zulässiges zur Erreichung des Zweckes empfohlen. Dennoch entnahm man diesen von späteren Morallehrern der Jesuiten ebenso unverfänglich gebrauchten Worten den gefährlichen Satz als Quintessenz der Jesuitenmoral: »Der Zweck heiligt die Mittel,« indem man sie aus dem Zusammenhang riß und so deutete, als habe Busenbaum gemeint, man dürfe sich zur Erreichung eines guten Zwecks schlechter Mittel bedienen, weil diese dadurch geheiligt würden."

Richtig ist, daß die angeführten Worte Busenbaums bei Berücksichtigung des Zusammenhanges, in dem sie stehen, nicht als Beleg für die jesuitische Theorie, der Zweck heilige die Mittel, genügen. Aber es heißt die Geschichte fälschen, wenn durch die Worte: „Dennoch entnahm man diesen auch von späteren Morallehrern unverfänglich gebrauchten Worten ꝛc." der Schein erregt wird, als hätten etwa die bösen Protestanten auf Grund dieses Busenbaumschen Wortes dem Jesuitenorden jene Theorie aufgebürdet. Die denkbar schärfste Verurteilung des Jesuitenordens hat — ein Papst geliefert: Clemens XIV. in dem Breve vom 21. Juli 1773, durch das er den Jesuitenorden aufhob, weil „es gar nicht möglich sei, daß, so lange er bestehe, der wahre und dauerhafte Friede der Kirche wieder hergestellt werden könne." Man betrachte nur die Lehre der jesuitischen Moralisten von der Absichtslenkung, durch die jede an sich verwerfliche That für nicht verwerflich erklärt wird, wenn sie — in guter Absicht vollbracht worden ist. Und der eigne Vorteil des Sündigenden genügt, um das Vorhandensein einer „guten Absicht" zu statuiren! Das Anstandsgefühl verbietet uns, die krassesten Beispiele der jesuitischen Moralisten wiederzugeben. Sie beziehen sich zum nicht geringen Teil auf Vergehen gegen das sechste Gebot. Jeder unbefangene nichtjesuitische Christ, auch der katholische, weiß, daß das Wort: „Der Zweck heiligt die Mittel" thatsächlich in klassischer Prägnanz den Grundcharakter der jesuitischen Morallehre wiedergiebt, wenn auch das Wort nicht in dieser knappen Form als allgemeine Theorie aufgestellt worden ist.

C M

(Tausend Jesuiten in Deutschland) Durch das Gesetz vom 4. Juli 1872 wurden der Orden der Jesuiten und die ihm verwandten Orden und Kongregationen (der Redemptoristen, der Lazaristen, der Priester vom heiligen Geiste, der Gesellschaft vom heiligen Herzen Jesu) vom Gebiete des deutschen Reiches ausgeschlossen. Die Errichtung von Niederlassungen wurde ihnen untersagt, die vorhandenen wurden aufgelöst, jede Thätigkeit in Kirche und Schule wurde verboten. Seitdem ist für Jesuiten in Deutschland nur ein Leben in der „Zerstreuung" möglich. Daß der Aufenthalt in unserm Vaterlande ihnen aber durch diese Beengung nicht verleidet worden ist, ist bekannt. Das Umsichgreifen jesuitischen Geistes in der römisch-katholischen Kirche, die Thätigkeit der Jesuiten in der Presse vornehmlich ist eine offenkundige Thatsache. Wie hoch ist nun wohl die Zahl dieser deutschen Jesuiten anzusetzen? Es wird wohl manchen Leser interessiren, auf diese Frage eine authentische Antwort zu erhalten.

Vor einigen Monaten ist der sechste Band des römisch-katholischen Kirchenlexikons von Wetzer und Welte, das der Bonner Professor Kaulen in zweiter Auflage herausgiebt, erschienen (Freiburg i. B., Herdersche Buchhandlung, 1889). Der Jesuit V. Frins teilt hier in dem Artikel „Jesuiten" S. 1421 mit, daß der Orden zu Anfang des Jahres 1889 in Deutschland 1000 Mitglieder zählt, darunter 466 Priester. Da wir zugleich erfahren, daß der gesamte Personalbestand des Ordens zu dem genannten Zeitpunkte 12306 Mitglieder betrug, unter denen sich 5534 Priester befanden, so ergiebt sich, daß Deutschland mit einem Zwölftel sowohl an der Gesamtziffer als an der Gruppe der Priester teilnimmt. C M

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

NORDSEEBÄDER WESTERLAND / WENNINGSTEDT auf **SYLT.**
Sommer- und Rundreise-Fahrkarten von allen grösseren Stationen. Broschüren, Prospekte, Wohnungsnachweis, sowie alles Nähere durch die **Seebade-Direktion in Westerland.**
Frequenz: 1884: 2900, 1885: 3600, 1886: 4300, 1887: 5400, 1888: 5600, 1889: 7500.

Die Märznummer der
„Zeitschrift für Handel u. Gewerbe"
Organ für die deutschen Handelskammern
(P. Hanstein's Verlagsbuchhandlung) Bonn
redigirt von Dr. Stegemann, hat folgenden Inhalt:
1. **Professor Lamprecht:** Großhandel und Bürgertum zur Reformationszeit.
2. Dr. **Thilo:** Zunftmißbräuche im alten deutschen Reich.
3. Dr. **Stegemann:** Die verderbliche Wirkung der Gefängnisarbeit auf die freie Fabrikation.
4. Handelsverkehr mit Rumänien.
5. Aus den Protokollen.

Cand. theol. sucht Hauslehrerstelle. Adr. **O. S.** Storkow b. Pencun.

L'ÉCHO LITTÉRAIRE
Journal bi-mensuel destiné à l'étude de la langue française, publié par Aug. Reitzel, Professeur à l'Ecole normale des instituteurs du canton de Vaud et à l'Ecole supérieure des Jeunes Filles, à Lausanne.
Dixième année
Nr. 5 (1er Mars 1890). **Sommaire:** L'Avenir d'Aline, par Henry Gréville. — Hygiène et météorologie. — Le cheval du trompette, par L. Halévy. — La Cigale et la Fourmi, comédie par Lemercier de Neuville. — Morceaux à traduire et devoirs. — Variétés. — Anagramme.
Prix d'abonnement: Suisse, 1 an, 4 fr. Etranger, 5 fr. ou 4 Mk.
On s'abonne au bureau de l'**Echo littéraire,** à Lausanne, et à tous les bureaux poste, ainsi que dans toutes les librairies.
Depot für Deutschland: K. Gustorff, Buchhandlung in Leipzig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Kinderheilstätte in Westerland-Sylt.
Die in unmittelbarer Meeresnähe mit Berücksichtigung aller hygienischen Anforderungen **neugebaute Anstalt** wird in diesem Jahre **am 1. Juli** eröffnet. Für eine Kurperiode werden nur **20** Kinder aufgenommen. — Verpflegungsgebühr wöchentlich 20 Mk., alles inbegriffen. **Im Monat September auf Antrag halbe Freistellen event. ganz frei.** Anmeldungen nehmen entgegen: **Die leitende Schwester der Kinderheilstätte in Westerland, die Flensburger Diakonissenanstalt und der Vorsitzende der Verwaltung:** Seebade-Direktor Dr. **Pollacsek** in Westerland.

Für ein 18jähriges Mädchen (Pfarrerstochter) welche im Haushalt einige Erfahrung hat, wird eine Pension in einem Pfarrhause einer kleinen thüringischen Stadt **gesucht.** Bedingungen: Weiterbildung in deutscher Litteratur und Geschichte, und Gelegenheit zur Musik. Offerten sub **T. 5** an die Expedition dieses Blattes.

Von allen Seiten warm empfohlen!
† **Goldene Ähren.** †
Tägliche Andachten aus Gottes Wort.
Gesammelt u. nach dem Kirchenjahre geordnet von **G. Gericke.** Mit Familien-Chronik. Geh. 6 Mk. Eleg. geb. 7,50 Mk. Mit Goldschnitt 8 Mk.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung, oder gegen Einsendung des Betrages portofrei von der Verlagsbuchhandlung **Fr. Richter in Leipzig.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig